



Diakoneo

ÖKUMENISCHES GEISTLICHES ZENTRUM



Diakonie

2020

Spiritualität

ESC Ecumenical Spiritual Center
Ökumenisches Geistliches Zentrum Neuendettelsau

*weil wir das
Leben lieben.*

INHALT

4 Fernsehgottesdienste für eine Gemeinde auf Zeit

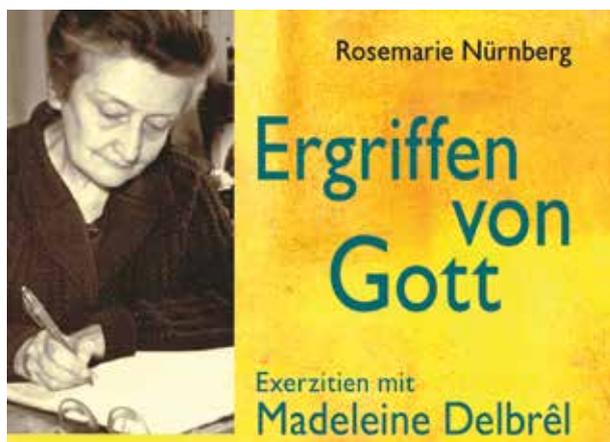


6 Pandemien als Spiegel innerer persönlicher Zerrissenheit

Studentisches Thesenpapier aus dem Ethikinstitut der WLH zu einigen sozialen Auswirkungen der Corona Pandemie

8 Heute setzen wir den Focus auf internationale Aktivitäten

Institut für Internationale Zusammenarbeit (IIZ)



10 Das Leben wie einen Tanz leben

Madeleine Delbrêl

16 Deus Homo!

Elmar Nass



17 Mit großem Engagement und Begeisterung gearbeitet

Pfarrerin Karin Lefèvre und Pfarrer Peter Schwarz verabschiedet



18 Gottesdienste und Andachten in der Diakonie

Interview mit Prof. Dr. Raschzok zum Thema Forschungsprojekt

22 Symbol des Verabschiedungstuches

Kleine biblische Theologie und Anthropologie



26 Eigentlich ...

lässt das Thema Sterben viele verstummen

29 Die ersten beiden Missionslehrerinnen

1895 – Diakonisse Auguste Hensolt und Diakonisse Emma von Soden

31 Gottesdienste in St. Laurentius

Impressum



Verehrte Leserinnen und Leser,

ich freue mich Ihnen die neue Ausgabe unserer Zeitschrift „Diakonie&Spiritualität“ präsentieren zu können.

In dieser Ausgabe reflektieren wir u.a. welche Auswirkungen die Corona-Pandemie auf Spiritualität hat. So berichtet Kirchenrätin Melitta Müller-Hansen über die Erfahrungen mit Fernsehgottesdiensten in der Lock-Down-Zeit im Frühjahr dieses Jahres. Sie betrachtet die Erfahrungen und zieht Rückschlüsse daraus. Auch Studierende der Wilhelm-Löhe-Hochschule in Fürth nehmen Bezug zur Pandemie und haben ein Thesenpapier in Zusammenarbeit mit dem dort angegliederten Ethikinstitut erarbeitet.

Das Thema „Gottesdienste und Andachten“ in diakonischen Einrichtungen ist Gegenstand eines wissenschaftlichen Forschungsprojekts, welches von Professor Dr. Klaus Raschzok geleitet wird. In einem Interview berichtet er über diese Arbeit, die auch für uns bei Diakoneo wichtige Ergebnisse liefern kann.

Zum Thema „Tod – Abschied nehmen“ berichten die Beiträge von Dr. Stephan M. Abt und Beate Baberske. Dr. Abt nimmt aus theologischer Sicht Stellung zum „Abschiedstuch“, welches die künstlerische Leiterin unserer Paramentenwerkstatt, Beate Baberske, entwickelt und gestaltet hat.

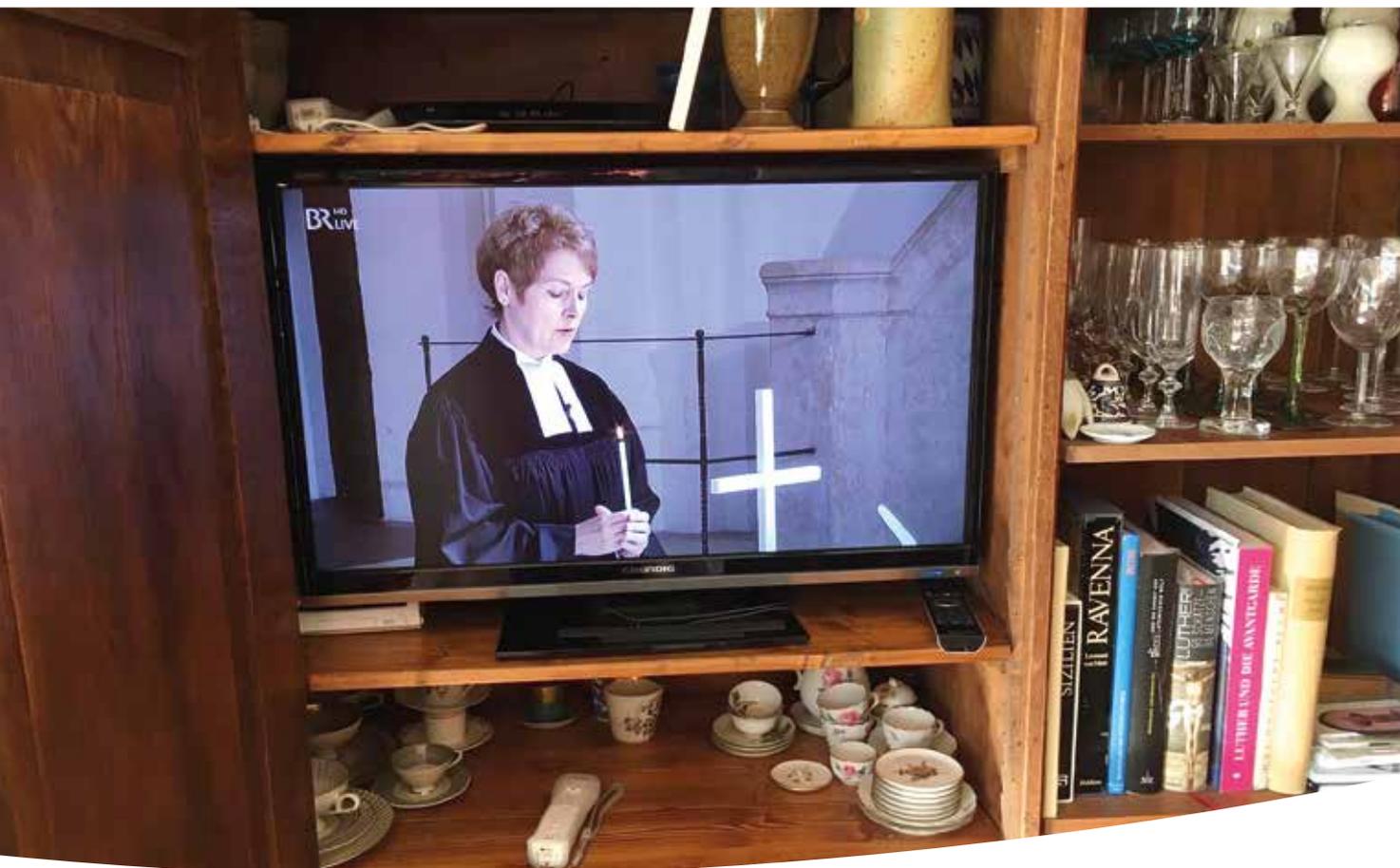
Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei Herrn Pfarrer Schwarz, der zusammen mit Pfarrerin Karin Lefèvre in diesem Herbst feierlich in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet wurde. Er war langjähriges Redaktionsmitglieds unserer Zeitschrift „Diakonie&Spiritualität“ und hat deren Profil maßgeblich gerade mit seiner liturgischen Kenntnis geprägt.

Ich hoffe, Ihr Interesse geweckt zu haben und wünsche Ihnen eine informative Lektüre unserer Zeitschrift „Diakonie&Spiritualität“.

Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit in diesen besonderen Zeiten.

Bleiben Sie gesund.

Dr. Mathias Hartmann
Vorstandsvorsitzender Diakoneo



Fernsehgottesdienste für eine Gemeinde auf Zeit

Kirchenrätin Melitta Müller-Hansen, München

Mit Pfarrer Dr. Florian Ihsen und Pfarrerin Julia Rittner-Kopp im Team

Es ist der 22. März 2020, Lätare, der vierte Sonntag in der Passionszeit. Im BR Fernsehen übertragen wir einen Gottesdienst, der kurzfristig ins Programm genommen wird. Als Gottesdienst für viele, die an diesem Sonntag normalerweise in ihrer Kirchen singen und beten würden. Das aber ist nicht möglich – im ganzen Land herrscht Versammlungsverbot. Die Corona-Pandemie diktiert das gesamte Leben. Lockdown für mehrere Wochen und bis heute beherrschen Sicherheitsgebote und Verordnungen das Leben.

Die Herausforderung, unter diesen Bedingungen unsere Sendungen zu gestalten, war und ist groß. Die konkret fassbare homiletische Situation hat

zunächst geholfen. Aber es war und ist bis heute ein Balanceakt, die Pandemie zu thematisieren und dann doch nicht ständig davon zu reden.

„Auf ein Wort“, jeden zweiten Abend evangelisch auf B1 und B3 zu hören, erfordert auch in dieser Hinsicht sehr viel Fingerspitzengefühl. Insbesondere das Format Fernsehgottesdienst hat sich verändert und musste sich verändern. Fünf Gottesdienste ohne Präsenzgemeinde und wie die nächsten aussehen, wissen wir noch nicht. Es ist ein Verlust und ein Gewinn. Die eindeutige kommunikative Ausrichtung auf die mediale Gemeinde hat auch was für sich, erhöht die Intensität. Und überraschenderweise wurde die Präsenzgemeinde

kaum vermisst. In den Rückmeldungen auf die Gottesdienste – und die waren sehr zahlreich – wurde das neue Format sehr begrüßt. Es ist eine Art „Gottesdienst als Kammermusik“ entstanden. Keinesfalls eine „Geistveranstaltung“, wie das Schlagwort landauf landab hieß. Geistveranstaltungen schon, das muss ein Gottesdienst sein. Mit einer Gemeinde, die präsent ist im und durch das Medium und die der Geist Gottes zusammenführt.

Wichtige Fragen sind aufgetaucht:

Verkündigung muss immer aus dem Dialog der Gemeinde hervorgehen und in den Dialog mit der Gemeinde münden. Was Menschen existenziell bewegt, soll vor Gott gebracht werden. Wie gestaltet man das? Schon den ersten Gottesdienst am 22. März haben wir so konzipiert, dass Texte und Fürbitte von Menschen aus sozialen Netzwerken oder auch konkret von uns angefragt, in den Gottesdienst integriert wurde. So kam „die Gemeinde“ auch zu Wort.

Die zweite Herausforderung:

Die mediale Gemeinde ist vielschichtig, disparat, immer ökumenisch. Und sie gehorcht den Gesetzen des Medienkonsums. Menschen schalten sich dazu, bleiben im besten Fall hängen, weil es sie packt und interessiert. Den kirchlichen Kategorien von Zugehörigkeit entzieht sich diese Gemeinde. Sie ist immer Gemeinde auf Zeit, so lang die Sendung dauert.

Die Gottesdienste auch in den regionalen Programmen sind in ganz Deutschland erreichbar und wurden in der Zeit des Lockdown auch gegenseitig übernommen. Der BR Gottesdienst am 22. März wurde auch im WDR übertragen und hatte gut 400.000 „Gemeindeglieder“. Die Entscheidung, musikalisch auf Choräle zu setzen, die bekannt sind, die die Kraft haben, Trost zu spenden und Halt im Glauben zu geben, war ganz leicht beim ersten Mal. Auch mit Psalmtexten zu arbeiten als Ausdruck der Klage, der Verunsicherung. Das Bedürfnis der traditionellen Kirchgänger, wenigstens zu Hause mitsingen zu können, konnte gestillt werden. Aber kann das jeden Gottesdienst ausmachen, den wir im BR übertragen? Im ZDF gab es Corona-Gottesdienste, in anderen regionalen Programmen auch. Nun sollte doch nicht immer die gleiche „Farbe“ gewählt, zu viel von demselben vorkommen. In einem BR Fernsehgottesdienst am 14. Juni haben wir eine andere musikalische Farbe gewählt: Gospels, ein Lied aus einem Musical gesungen von einer Soulsängerin, passend zur Noah-

geschichte und dem Regenbogen als Zeichen von Gottes Treue. Ja, und Musik, die aus der Lebenswelt der Menschen kommt, nicht unbedingt aus der kirchlichen. Hier gab es sehr unterschiedliche Reaktionen: Begeisterung auf der einen Seite, so einen heiteren Gottesdienst gerade jetzt in der Corona-Zeit erleben zu dürfen – Enttäuschung auf der anderen Seite: Man konnte nicht mitsingen und – da ist nichts mehr Evangelisches dran.

Enttäuschte Erwartungen im Gottesdienst sind nichts Neues. Was mich nachhaltig beschäftigt, ist die Vehemenz, mit der sie geäußert werden. Verwerfungen, durchweg von Menschen, die eine starke Bindung haben an Kirche und sie jetzt durch Corona nicht ausleben konnten. Diese Erfahrung haben wir auch mit der Evangelischen Morgenfeier gemacht. Sie wird sonntäglich auf dem Massensender Bayern1 ausgestrahlt, von bis zu einer Million Menschen gehört. Sie hat nicht den Anspruch, ein Gottesdienst zu sein. Sondern eine Verkündigungssendung im Radioformat, auch mit Musik, die auf diesem Sender sonst zu hören sein könnte. Die junge Generation und die Radiomacher selbst danken uns das. Andere sind enttäuscht, weil nicht nur Choräle und Kirchenmusik unsere Sendungen prägen.

Mich leiten seither zwei Prinzipien.

Das eine ist ein Gedanke des Theologen Jörg Zink, der lange die kirchliche Verkündigung in den Medien geprägt hat. Er schlägt vor, in geistlichen Dingen komplementär zu denken. Das heißt: was du erwartest, ist nicht für jede und jeden erfüllend. Du bist eingeladen, dem Anderen zuzuhören, und dem, was dir fremd ist, zuhörend offen zu begegnen. Du musst nicht alles gut finden. Aber es kann sein, dass Gott sich dir im Fremden zeigt. Ich halte das als Haltung in einem so vielschichtigen Raum wie der medialen Öffentlichkeit für unabdingbar. Und es ist eine Haltung, die den Spaltungen dieser Zeit entgegenwirkt.

Der zweite Gedanke stammt vom Philosophen Jürgen Habermas. In seinem Spätwerk spricht er der Religion eine wichtige Aufgabe zu, den Zusammenhalt einer Gesellschaft zu stärken. Kirche kommt dieser Aufgabe dann nach, wenn es gelingt, öffentliche Rede und öffentliche Gottesdienstfeiern nicht nur in der Eigensprache und nach innen gerichtet zu gestalten. Sondern indem sie Themen der Zeit anspricht, die die Menschen über die Grenzen der Religionen und auch Nichtgläubige bewegen.

Studentisches Thesenpapier aus dem Ethikinstitut der WLH zu einigen sozialen Auswirkungen der Corona Pandemie

Pandemien als Spiegel innerer persönlicher Zerrissenheit

Vor gut 100 Jahren kursierte die Spanische Grippe, heute im Jahr 2020 beschäftigt uns Covid-19. „Die Spanische Grippe wird zu Unrecht als Fußnote des Ersten Weltkriegs behandelt – sie forderte wohl mehr Opfer als beide Weltkriege zusammen.“¹ Sowohl die Spanische Grippe (1918-1920) als auch Covid-19 (2019 bis heute) sind Viruserkrankungen, deren Erreger zum Zeitpunkt des Ausbruchs nicht bekannt war.

Die Hilflosigkeit der Mitarbeiter im Gesundheitswesen weltweit, die Erkrankung nicht behandeln zu können, spiegelt sich in beiden Pandemien wider. Aufgrund des Übertragungsweges über Tröpfchen verbreiteten sich die Erkrankungen vor allem unter Menschenansammlungen rasant. Damals nahm die Virusübertragung ihren Ursprung überwiegend in Kriegslagern, heute dagegen an Urlaubsorten, in großen Unternehmen sowie in Massenunterkünften. Erkrankte litten damals wie heute unter Symptomen wie Fieber und Husten, die über eine Pneumonie bis hin zum Tod führen können.

Überwiegend Frauen sorgten während der Spanischen Grippe für die Behandlung, für die Pflege und für Hygienemaßnahmen bei den Patienten. Diese standen unter dem Schatten der Ärzte und erhielten eine geringere Wertschätzung ihrer Tätigkeit, obwohl sie einen beträchtlichen Anteil zur Eindämmung der Pandemie leisteten. Heute wurde – begonnen in Italien – den Frauen und Männern in der Pflege durch Applaus großer Respekt gezeigt. Deshalb stellen wir die Frage: Wie wandelt sich die Gesellschaft vor dem Hintergrund einer weltweiten Pandemie? Unsere folgenden Thesen sollen zum Nachdenken, Diskutieren und zur Auseinandersetzung mit den Themen anregen.

These 1: Pflegesäule renovieren!

Klatschende Menschen auf den Balkonen, die die Pflegekräfte und die Ärzte hochleben lassen, ist eines der vielen Bilder der Corona-Krise, die in Erinnerung bleiben werden. Eine angemessene Anerkennung des Pflegeberufs ist das aber noch



nicht: Diese muss sich in einer grundlegenden Verbesserung der Arbeitsbedingungen zeigen, die eine Reduzierung der Arbeitsbelastung zur Folge hat. Anerkennung allein durch Applaus und höhere Löhne ist nicht ausreichend. Während der Covid-19-Krise nahm die psychische Belastung der Pflegekräfte auf Grund von regional bedingter Überforderung erheblich zu.

Die psychischen Belastungen der Pflegekräfte und die entstandenen Dilemma-Situationen werden durch den Bund-Länder-Beschluss vom 17.06.2020 weiter verschärft. Damit wurden die Beschränkungen des öffentlichen Lebens in Deutschland gelockert und in die Verantwortung aller Bundesländer übergeben.² Dies hat zur Folge, dass für die Bevölkerung, zu der auch die in der Pflege tätigen Mitarbeiter gehören, weitestgehend wieder ein normales Alltagsleben stattfinden kann. Dadurch steht die Pflege im Zwiespalt zwischen diesen Lockerungen einerseits und den nach wie vor geltenden Schutzmaßnahmen der Deutschen Bundesregierung für Krankenhäuser, Pflegeheime, Senioren- und Behinderteneinrichtungen andererseits.³

Trotz Entspannung der Pandemie in Deutschland muss das Pflegepersonal weiterhin Höchstleistungen erbringen, da in den vergangenen Wochen ausgefallene Operationen und Interventionen nun im Eiltempo nachgeholt werden. Somit reißen die Belastungen des Pflegepersonals nicht ab. Besonders während der Corona-Krise ist wieder deutlich geworden, dass der Pflegeberuf eine stabile Säule des deutschen Gesundheitswesens sein muss. Die Pflegesäule bröckelt bereits seit Jahren und wurde in der Vergangenheit nur teilweise gestopft. Es ist die Aufgabe von Gesellschaft und Politik, die Säule zu renovieren.

These 2: Virtuelles Studium mit gemischten Gefühlen!

Nicht nur das Pflegepersonal leidet unter der aktuellen Situation. Auch junge Menschen, die noch am Anfang ihres Berufslebens oder Studiums stehen, lernen derzeit, sich an neue Gegebenheiten anzupassen. Seit April befinden sich in Deutschland Studierende im virtuellen Sommersemester.⁴

Offen ist noch, welche gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen virtuelle Vorlesungen haben. Fördert das virtuelle Lehren und Lernen eine anonyme Gesellschaft? Fühlt man sich noch miteinander verbunden, wenn gemeinsame Unternehmungen und Erlebnisse wegfallen?

Besonders die Wilhelm Löhe Hochschule in Fürth, eine kleine private Hochschule, zeichnet sich durch ein gutes und persönliches Verhältnis zwischen Studierenden, Professoren und Studiengangmanagement aus. Durch den Wegfall der Präsenzvorlesungen reduziert sich selbst hier das zwischenmenschliche Miteinander. Insbesondere das Verfestigen und Einüben von sozialen Kompetenzen und somit das Schaffen einer Hochschulgemeinschaft treten zwangsläufig in den Hintergrund. Obwohl die Präsenzveranstaltungen vermisst werden, haben die Studierenden es aber auch zu schätzen gelernt, daheim in virtuellen Vorlesungen konzentrierter und ungestörter zu lernen. Die fehlende räumliche Trennung zwischen Studium und Privatleben kann aber zudem zu Stress führen, da ein Gefühl der dauernden Erreichbarkeit besteht und das geistige Abschalten schwerer fallen kann.

Wie auch in den Pflegeberufen erleben viele Studierende eine innere Zerrissenheit, welche Vorlesungsform dauerhaft präferiert wird. Es darf nicht vergessen werden, dass rein virtuelle Vorlesungen nicht für alle Studiengänge kompatibel sind. Viele Berufsfelder erfordern Handlungskompetenzen, die im Studium unter einer praktischen Anleitung eingeübt werden müssen. Fest steht: Trotz der Vorteile kann die virtuelle Lehre die Präsenzveranstaltungen nicht vollständig ersetzen. Es bleibt auch ungewiss, wie sich die Hochschullandschaft in Deutschland zukünftig, durch Covid-19 angestoßen, wandeln wird.

These 3: Nachhaltigkeit und Zusammenhalt!

Viele Träume und Meilensteine, die sich nicht nur junge Menschen für das Jahr 2020 gesetzt haben, sind unerwartet weggefallen. Blicken wir mit unserem heutigen Wissen auf die vergangenen Monate zurück, dann haben sich die Ereignisse überschlagen. War 2019 Greta Thunbergs Skolstrejk for klimatet noch ein großes Thema, begann das Jahr 2020 mit den verheerenden Buschbränden in Australien. Es folgten im Februar Berichte zum rechtsextremen Terror in Deutschland und zu

Heuschrecken in Ostafrika. Seit März beherrscht die Berichterstattung über die weltweite Coronapandemie die Medien und zusätzlich ab Juni die Black-Lives-Matter-Bewegung. Wenn wir Ende 2020 einen Jahresrückblick im Fernseher anschauen, wird ungewiss sein, welche großen Themen noch auftauchen werden, die wir heute noch gar nicht erahnen können. Sicher ist jedoch, dass Covid-19 unsere zukünftigen Entscheidungen beeinflussen wird.

Im Vergleich zu vor 100 Jahren, befinden wir uns heute ebenfalls in einer Zeit des Umbruchs. Dies wird durch die innere Zerrissenheit der Gesellschaft deutlich, die wir in unserem Thesenpapier beispielhaft an den Gruppen der Pflege und Studierenden skizziert haben. Wir leben in einer Gesellschaft, die von Schnelllebigkeit und einer Vielzahl an großen Themen geprägt ist. Wir als Gesellschaft müssen aufeinander achten und dürfen uns nicht durch das schnelle Tempo unserer Zeit mitreißen lassen. Vielmehr sollten wir uns das gemeinsame Ziel setzen, eine langandauernde, respektvolle Solidargemeinschaft aufzubauen und zu leben.

Unser Fazit:

Wir möchten eine Gesellschaft mitgestalten,

- die eine professionelle pflegerische Arbeit ermöglicht, so wie man selbst auch gepflegt werden möchte!
- die die Belastungen, mit denen auch die Studierenden zu kämpfen haben, sieht und hört!
- in der lebendige Diskussionen, unterschiedliche Meinungen und Kompromisse auf Augenhöhe unsere Solidargemeinschaft festigen!
- die in unserer Gesellschaft die innere persönliche Zerrissenheit mit gegenseitigem Respekt, Akzeptanz und Toleranz harmonisiert!

Autoren:

Susanne Allgeier, Christian Fischer, Johanna Stefanie Karl, Martina Lannig, Anita Rampp, Tamara Rievel

- 1 Spinney, Laura: 1918 Die Welt im Fieber – Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte; 6. Auflage, München 2020.
- 2 Bund-Länder-Beschluss: Besprechung der Bundeskanzlerin mit den Regierungschefinnen und Regierungschefs der Länder am 17.06.2020; Berlin; www.bundesregierung.de/resource/blob/973812/1761548/94bdb647e1b03200d8430ee22e504ea9/2020-06-17-infektionen-data.pdf?download=1 (15.7.2020)
- 3 Kaiser, Ulrike: Coronavirus in Deutschland; Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Berlin 2020; www.bundesregierung.de/breg-de/themen/coronavirus/corona-massnahmen-1734724 (14.7.2020)
- 4 Huml, Melanie: Sechste Bayerische Infektionsschutzmaßnahmenverordnung; Bayerisches Staatsministerium für Gesundheit und Pflege; München, 19.06.2020 https://www.gesetze-bayern.de/Content/Document/BaylFSMV_6-19?AspxAutoDetectCookieSupport=1 (14.7.2020)

Institut für Internationale Zusammenarbeit (IIZ)

„Heute setzen wir den Focus auf internationale Aktivitäten“

Christian Treinies

*Das ehemalige Europa-Institut agierte überwiegend in Osteuropa
Heute ist Thorsten Walter weltweit aktiv*

Seit mehr als 30 Jahren gibt es in der Diakonie Neudettelsau das Europa-Institut. Heute heißt das Unternehmen Diakoneo – auch der Name des Europa-Instituts wurde vor wenigen Wochen geändert. Thorsten Walter leitet jetzt das Institut für Internationale Zusammenarbeit (IIZ). In einem Gespräch mit Thorsten Walter wollten wir wissen, wie sich das Institut entwickelt hat und welche Aufgaben und Schwerpunkte er heute setzt. Zudem wollten wir seine Strategie für die nächsten fünf Jahre erfahren.

Welche Ziele verfolgten Sie Gründerväter mit der Einrichtung eines Europa-Instituts?

Thorsten Walter: Zwei Gründe waren für die Gründung ausschlaggebend. Erstens die Wiederbelebung der internationalen Aktivitäten aus den Zeiten Löhes, der maßgeblich für den Aufbau von Mutterhäusern in Europa war und auch die Entsendung von Diakonissen bis nach Indien. Zweitens war nach der Wiedervereinigung und dem Fall des Eisernen Vorhangs die soziale Not in Ländern wie Rumänien so groß, dass es aus diakonischer Perspektive es selbstverständlich war zu helfen und zu unterstützen wo es eben möglich war. Ziel war es durch aktive Sach- und Finanzhilfen den Aufbau der jungen demokratischen Staaten zu unterstützen. Zusammen mit dem Freistaat Bayern – allen voran die damalige Osteuropa- Beauftragte Dr. Barbara Stamm – wurden eine Vielzahl von Bildungsprojekten unterstützt. Eines davon war die Altenpflegeschule „Friedrich Müller“ in Sibiu.

Weitere Projekte folgten in Ländern wie Ungarn, Tschechien, der Slowakei, Spanien und in Polen. Polen ist auch das Land, indem sich Diakoneo auf erfolgreich etabliert hat. Beweis dafür ist die Eröffnung des Seniorenzentrum Serenus (Eröffnung: 25.10.2019) in Danzig. Es ist die dritte Seniorenein-

richtung nach Allenstein und Kattowitz der Stiftung Laurentius. Diese Stiftung wird seit 2002 von Diakoneo in Polen geführt. Mittlerweile ist das Engagement in Polen über den Projektstatus hinausgewachsen und die Häuser in Polen wurden in das Geschäftsfeld Dienste für Senioren integriert.

Damals wie heute ist es auch eine diakonische Aufgabe, den Frieden in Europa in der Welt zu sichern, indem sich Menschen einander begegnen, gemeinsam aktiv werden und Vorteile durch die gemeinsame Arbeit abzubauen.

Herr Walter, Sie sind seit 2010 Leiter des Instituts. Wie haben sich die Aufgaben des Europa - Instituts seither verändert?

Mit der weiteren Internationalisierung in den vergangenen zehn Jahren wurden auch die Aufgaben und Anforderungen immer vielfältiger und internationaler. Der Aufbau und das Betreiben von eigenen Einrichtungen sind in den Hintergrund geraten und es geht mehr um Zusammenarbeit mit Akteuren in den jeweiligen Ländern. Austausch, Wissenstransfer und die Unterstützung der Bedingungen vor Ort sind mittlerweile wichtiger. Wichtig dabei der Know-How Transfer ist immer beidseitig. Ebenso geht es darum, für Diakoneo neue Impulse zu generieren und die Internationalität in den einzelnen Einrichtungen und Häusern zu verankern. Das geht am besten über Partnerschaften und Projekte. Dafür benötigt es aber auch verlässliche Partner im Ausland, die auch bereit sind mit Diakoneo zu kooperieren. So geht es darum, mit Drittmitteln, Auszubildenden und Fach- sowie Führungskräfte in andere Länder für Kurzeinsätze zu entsenden. Des Weiteren gilt es auch nachhaltige Wege zu finden, um zukünftig den Bedarf an Fachkräften bei Diakoneo, neben den bereits vorhandenen Maßnahmen der Personalakquise, zu decken. Um die Vernetzung in Europa, als auch International voranzubringen, ist es Diakoneo gelungen neue Beziehungen aufzu-



Thorsten Walter

bauen. So z.B. konnte eine gute Basis der Zusammenarbeit mit Mission eine Welt gebildet werden. Die bestehenden Netzwerke, wie z.B. SoCareNet Europe, werden gestärkt und ausgebaut. Die Kontakte zur bayerischen Landeskirche sind durch die regelmäßige Teilnahme an der Teilhandlungsfeldkonferenz Osteuropa verstetigt worden. Bei Diakonie Deutschland gehört Diakoneo als eine der wenigen diakonischen Unternehmen zum Europaausschuss.

Die Beziehungen und Kontakte zu Eurodiaconia (Interessensvertretung der europäischen diakonischen Akteure) haben wir weiter verbessert.

Seit 2018 ist Diakoneo auch Partner von dem Diakonia Weltbund e.V. und seit kurzem von DRAE e.V. (Diakonia Region Afrika Europa). Durch die Übernahme der Verwaltungsaufgaben der beiden Vereine können wir so auch langfristig von der weltweiten Zusammenarbeit diakonischer Akteure profitieren.

Nennen Sie doch bitte zwei konkrete Projekte.

Im Jahr 2016 wurde ich vom Vorstand beauftragt, ein Pilotprojekt für die Gewinnung von Fachkräften aus Vietnam aufzusetzen und durchzuführen. Gemeinsam mit dem Zentralen Dienst – Personal und Recht und dem Geschäftsfeld Dienste für Senioren wurde dieses Projekt durchgeführt. Partner in Vietnam war die Schule für Deutsch in Thai Binh. Die Planung, die Durchführung und Begleitung des Projektes zählte für zwei Jahre zu meinen Aufgaben. So kamen in 2016 sechs junge Vietnamesen nach Neuendettelsau, um in Büchenbach, Erlangen, Roth und eben Neuendettelsau zu arbeiten. Das Projekt war zunächst umstritten, vor allem die Mitarbeitervertretung zählte zu den größten Kritikern. Auch andere Hürde mussten genommen werden, wie z.B. die Anmietung von Wohnungen und deren Weitervermietung, sowie die Anstellung eine Integrationskraft. Heute 2019 kann festhalten werden, dass das Projekt nicht einfach, aber sicherlich sehr lehrreich und erfolgreich war. Von sechs Personen arbeiten heute fünf als unbefristete in Vorzeit tätige Fachkräfte. Dazu sind weitere zwei Personen als Fachkräfte nachgekommen, aufgrund der guten und sicheren Arbeitsbedingungen bei Diakoneo. Trotz anfänglicher Skepsis sind die Fachkräfte aus Vietnam heute anerkannte und wertgeschätzte Mitarbeitende von Diakoneo.

Im Jahr 2017 wurde vom BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliches Zusammenarbeit und Entwicklung) das Projekt Klinikpartnerschaften ausgeschrieben. Aufgrund des langjährigen Engagements von Dr. Annemarie Schraml (ehemalige Chefärztin für Kinderorthopädie an der Klinik Haller-



Hospitation von Klinikpersonal aus Tansania in Deutschland

Dr. Annemarie Schraml 3. v.l.

wiese) mit Tansania war es meine Aufgabe, einen Förderantrag für das Programm zu schreiben. Mit 50.000 € wurde das Projekt Feuerkinder in Tansania für zwei Jahre gefördert und es wurden sehr vielen Kindern in dieser Zeit geholfen. Aber durch die Hospitationen von Klinikpersonal aus Tansania in Deutschland konnte der Standard und die Qualität im Krankenhaus deutlich verbessert werden. Bei diesem Projekt hatte das IIZ in erster Linie die Projektverwaltung und die Überwachung der Projektmittel. Aktuell arbeite ich am Folgeantrag zur Fortführung des Projektes von 2020 bis 2022. Ebenso wurde durch die Fusion mit dem Diakoniewerk Schwäbisch Hall bekannt, dass auch von Diak Krankenhaus in Schwäbisch Hall Aktivitäten in Tansania stattfinden. Deshalb wird auch für Schwäbisch Hall aktuell an einem Antrag zur Förderung von Klinikpartnerschaften gearbeitet.

Eine letzte Frage Herr Walter – wie viele Sprachen sprechen Sie?

Ich spreche fließend Englisch und Spanisch. Rumänisch kann ich einige Basics. Auf Polnisch und Tschechisch, sowie Chinesisch kann ich Guten Morgen, Danke, Bitte und Gute Nacht sagen.

Herr Walter, wir danken Ihnen für das Gespräch



Das Europa Institut – Institut für Internationale Zusammenarbeit

Um die immer vielfältigeren internationalen Aktivitäten der Diakonie Neuendettelsau zu strukturieren wurde 2001 das Europa-Institut als Stabsstelle des Rektors gegründet. Erster Leiter war der damalige Schulleiter der Schule für Heilerziehungspflege und –pflegehilfe, Herr Dr. Walter Gebhardt. Die Aufgaben und Projekte kamen ausschließlich aus Osteuropa und so ging dann Dr. Walter Gebhardt Mitte 2004 nach Sibiu / Hermannstadt, um dort die Schule weiter aufzubauen. Im Jahr 2005 kam dann Torsten Schmotz als Nachfolger in das Institut. Er blieb bis Ende 2008 und konzentrierte sich auf die Gewinnung von EU-Fördermitteln und Projekte auf Europäische Ebene, wie z.B. den Aufbau eines ambulanten Pflegedienstes für dt. Auswanderer an der Costa Blanca in Spanien.

Madeleine Delbrêl

Das Leben wie einen Tanz leben

Burkhard Reinartz



„Liturgie der Außenseiter“:

*Du hast uns heute Nacht
in dieses Café „Le Clair de Lune“ geführt.
Du wolltest dort du selbst sein,
für ein paar Stunden der Nacht.
Durch unsere armselige Erscheinung,
durch unsere kurzsichtigen Augen,
durch unsere liebeleeren Herzen
wolltest du all diesen Leuten begegnen,
die gekommen sind, die Zeit totzuschlagen.*

*Und weil deine Augen in den unsren
erwachen,
weil dein Herz sich öffnet in unserm Herzen,
fühlen wir,
wie unsere schwächliche Liebe aufblüht,
sich weitet wie eine Rose,
zärtlich und ohne Grenzen
für all diese Menschen, die hier um uns sind.*

**Mystikerin, Poetin, Sozialarbeiterin
und Kommunisten-Freundin:**

Madeleine Delbrêl vereint vieles in sich. Sie prägte im Frankreich des frühen 20. Jahrhunderts viele Menschen und handelte sich Ärger mit der katholischen Kirche ein. Seit einigen Jahren wächst das Interesse an Madeleine Delbrêl.

In der Sendereihe „Aus Religion und Gesellschaft“ des Deutschlandfunks vom 03.08.2016 https://www.deutschlandfunk.de/madeleine-delbrel-das-leben-wie-einen-tanz-leben.2540.de.html?dram:article_id=361539

*Das Café ist nun kein profaner Ort mehr,
dieses Stückchen Erde,
das dir den Rücken zu kehren schien.
Wir wissen, dass wir durch dich
ein Scharnier aus Fleisch geworden sind,
ein Scharnier der Gnade,*

*In uns vollzieht sich das Sakrament
deiner Liebe.
Wir binden uns an dich,
wir binden uns an sie
mit der Kraft eines Herzens,
das für dich schlägt.*

Schon der Titel dieses Textes „Liturgie der Außen-seiter“ deutet die ungewöhnliche Persönlichkeit Madeleine Delbrêl an: „Mystikerin der Straße“, „Pionierin des Glaubens“ in einer säkularen Welt, „christliche Sozialrevolutionärin“, „Dichterin Gottes“, um nur einige ihrer Etikettierungen zu nennen. Lange Zeit waren ihr Wirken und die umfangreichen Schriften nur wenigen Menschen bekannt. Seit einigen Jahren wächst das Interesse an Madeleine Delbrêl, was auch zur Veröffentlichung ihrer gesammelten Werke führte. Ihr Lebensweg schien in den Anfängen gar nicht darauf angelegt, die Botschaft christlicher Nächstenliebe im Alltag umzusetzen. Bevor Madeleine Delbrêl zur Quintessenz ihre Berufung fand, war Religion für sie kein Thema:

„Mit fünfzehn war ich strikt atheistisch und fand die Welt täglich absurder.“

Und als Siebzehnjährige schreibt sie:

„Gott ist tot – es lebe der Tod. Gott war von Dauer. Jetzt ist der Tod der Einzige, der dauert. Gott war allmächtig. Jetzt wird der Tod mit allem und allen fertig.“

Madeleine Delbrêl wird am 24. Oktober 1904 in der südfranzösischen Kleinstadt Mussidan im Département Dordogne geboren. Sie wächst ohne jeden Bezug zur Religion auf und entwickelt schon als Jugendliche künstlerische und intellektuelle Begabungen. Als sie sechzehn Jahre alt ist, zieht die Familie nach Paris, wo sie an der Sorbonne Kunst und Philosophie studiert. Sie schreibt Gedichte und erhält einen bedeutenden französischen Literaturpreis. Die junge Frau stürzt sich in Paris in den Taumel der „Goldenen 20er Jahre“:

„Man verachtet die, die sich amüsieren. Ich – amüsiere mich. Ich liebe es, zu tanzen, bis ich nicht mehr weiß, wo ich bin. Ich liebe schnelle Autos. Ich liebe schnelle Autos und Schmuck und ich liebe Musik, die so laut ist, dass man kein Wort mehr versteht. Alles Dinge, die ich auch wieder lassen könnte, ohne dass das ein Drama wäre.“

Ein Perspektivwechsel in Zeiten der Lebenskrise

Madeleine lernt Jean Maydiou kennen und lieben, den Patensohn eines Freundes ihres Vaters. An ihrem 19. Geburtstag findet die Verlobung statt. Kurz darauf bricht Jean Maydiou die Verbindung für lange Jahre ab und wird Dominikaner-Mönch. Madeleine gerät in eine tiefe Lebenskrise.

„Geholfen hat ihr dann entscheidend der Dialog, die Auseinandersetzung mit jungen Leuten, die überzeugte Christen waren und die ihr Weltbild in Frage stellten. Davor hatte sie eine innere Gewissheit gefunden. Diese Gewissheit bestand in dem Satz: Ich bin ganz sicher, es gibt keinen Gott.“

Sagt Annette Schleinzer. Sie arbeitet als Theologin im Bistum Magdeburg und beschäftigt sich seit über dreißig Jahren mit Madeleine Delbrêl. Schleinzer fährt fort:

„Eines Tages hat sie, angeregt durch Teresa von Avila, sich entschlossen, zu beten, das heißt, sich diesem unbekanntem Gott zuzuwenden, fast sozusagen auf Verdacht. Und als Folge dieser Entscheidung hat sie erfahren: Da ist Jemand. Dieser Jemand kommt auf mich zu, dieser Jemand liebt mich. Das ist ein überwältigendes Glück, das für sie dann nicht mehr zur Debatte stand.“

Die Entdeckung des anderen Betens

„Wenn ich aufrichtig sein wollte, durfte ich Gott nicht so behandeln, als ob er ganz gewiss nicht existierte. Ich wählte deshalb, was mir am besten meiner veränderten Perspektive zu entsprechen schien: Ich entschloss mich zu beten. Es ist wahr: Man kann heute nicht mehr beten wie ‚früher‘, es sei denn, man wäre in einem Kloster oder einer außergewöhnlichen Lebenslage. Doch folgt daraus keinesfalls, dass man nicht mehr beten soll, man wird nur anders beten müssen und dieses ‚anders‘ gilt es zu entdecken.“

Das Experiment einer neuen Erfahrung des Betens mündet bei Madeleine Delbrêl ganz unerwartet in die Gewissheit, dass Gott existiert – eine Erfahrung, die sie zeitlebens als überwältigende Umkehr zum Leben empfand. Nach ihrem Tod fand man einen Zettel in ihrem Gebetbuch – darauf exakt als Datum der Bekehrung notiert: der 29. März 1924. Wie eine Richtschnur für ihr weiteres Leben stehen auf diesem Merkzettel die Sätze:

„Ich will das, was du willst, ohne mich zu fragen, ob ich es kann. Ohne mich zu fragen, ob ich Lust darauf habe. Ohne mich zu fragen, ob ich es will.“

Annette Schleinzer: „Die Bekehrungserfahrung von Madeleine Delbrêl kann man durchaus als eine mystische Erfahrung bezeichnen. Die Erfahrung, mit dem Geheimnis Gottes in Berührung gekommen zu sein. Das war eine umwälzende Erfahrung. Sie nennt das sogar eine ‚gewaltsame Bekehrung‘, vom Dunkel ins Licht gerissen worden zu sein.“

Aufgrund dieses Erlebnisses überlegt Madeleine sich von der Welt zurück zu ziehen, ins Kloster zu gehen und ihren heiligen Vorbildern wie Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz nachzufolgen.

Annette Schleinzer: „Was sie in eine andere Richtung bewegte, war die Begegnung mit Jesus Christus in den Evangelien. Dort hat sie entdeckt, dass Jesus mitten in der Welt geblieben ist, mitten unter den Menschen, dass er das Leben der Menschen geteilt hat, die beiden Pole von Gottesliebe und Nächstenliebe zusammen halten konnte und auch seine Jünger auf diesen Weg geschickt hat. Das hat sie sehr bewegt und beeindruckt; und sie hat für sich erkannt, dass ihr Weg in diese Richtung zu gehen hatte, dass sie noch mal an den Ursprung vom Christentum zurückgehen wollte und in der heutigen Zeit Jesus Christus nachzufolgen, mitten in der Welt, unter den Menschen und zugleich ganz bei Gott.“

„Die Nächstenliebe ist wie eine Brücke, die Gott und Mensch in einem einzigen Bogen verbindet. Dieser Bogen kann nicht aufgeteilt werden. Er ist eine Einheit, wie eine Hin- und Rückfahrkarte.“

„Die Ehelosigkeit ist eine echte Amputation“

Im Herbst 1933 beginnt Madeleine Delbrêl gemeinsam mit zwei Gefährtinnen ihr unorthodoxes Projekt: Sie verlassen Paris und gründen mitten in der kommunistisch regierten Arbeitervorstadt Ivry im Geiste des Evangeliums eine kleine christliche Gemeinschaft. Ohne Gelübde, ohne Klausur, aber ehelos und bereit, Gott den ersten Platz in ihrem Leben einzuräumen:

„Es gibt Leute, die Gott nimmt und in eine besondere Lebensform beruft. Andere gibt es, die lässt er in der Masse, die zieht er nicht ‚aus der Welt zurück‘. Wir anderen, wir Leute von der Straße, glauben aus aller Kraft, dass diese Straße, diese Welt, auf die Gott uns gesetzt hat, für uns der Ort unserer Heiligkeit ist. Wir glauben, dass uns hier nichts Nötiges fehlt, denn wenn das Nötige fehlte, hätte Gott es uns schon gegeben.“

Madeleine Delbrêl hat sich für den Weg ihrer sozialen Gemeinschaft entschieden – und gegen die personale Liebe zu einem Mann. Kaum jemand hat sich über diese Entscheidung so offen geäußert wie Madeleine Delbrêl:

„Die Ehelosigkeit ist nicht nur ein Verzicht wie Gehorsam und Armut. Sie ist eine echte Amputation.

Dieser Einsamkeit muss man sich bewusst sein: Sie ist gesund, wenn sie freiwillig angenommen wird, wenn man sich mit ihr identifiziert hat und sie in Freude trägt, weil man sich dafür entschieden hat, auch wenn es weh tut.“

Zwischen allen Stühlen

Madeleine Delbrêl ließ sich zur Sozialarbeiterin ausbilden. Sie ist schockiert über die Arbeits- und Lebensbedingungen der 30er-Jahre in Ivry. Sie beginnt, sich leidenschaftlich zugunsten der sozial Benachteiligten zu engagieren.

Annette Schleinzer: „Und sie entdeckte in den Kommunisten ganz natürliche Bündnispartner. Dieses Verhältnis blieb bis zu ihrem Tod sehr eng. Allerdings hat sie in ihrer inneren Einstellung auch eine Trennung vollzogen. Sie hat zum Beispiel niemals eingewilligt, in die Partei einzutreten zum großen Leidwesen der Kommunisten. Aber in der praktischen Arbeit hat sie sehr intensiv mit ihnen zusammengearbeitet, weil sie überzeugt davon war, dass das Evangelium auch politisch sein muss.“

„Ivry war meine Schule des angewandten Glaubens.“

In einem ihrer bekanntesten Texte bringt Madeleine Delbrêl die Maxime ihres Glaubens so auf den Punkt:

„Geht hinaus in euren Tag ohne vorgefasste Ideen, ohne die Erwartung von Müdigkeit, ohne Plan von Gott, ohne Bescheidwissen über ihn, ohne Enthusiasmus, ohne Bibliothek – geht so auf die Begegnung mit ihm zu. Brecht auf ohne Landkarte – und wisst, dass Gott unterwegs zu finden ist und nicht erst am Ziel. Versucht nicht, ihn nach Originalrezepten zu finden, sondern lasst euch von ihm finden in der Armut eines banalen Lebens. Im Glauben haben wir Gott gefunden; wir können ihn weitergeben, wenn wir uns selbst geben, und zwar hier in unserer Stadt. Es geht also nicht darum, dass wir uns irgendwohin davon machen, das Herz beschwert von der Not der anderen, wir müssen vielmehr bei ihnen bleiben, mit Gott zwischen ihnen und uns.“

Sie kümmert sich mit ihren Gefährtinnen, deren Zahl zunimmt, um die praktischen Nöte der Arbeiter Ivrys, zum Beispiel in der „Aktion der ausgestreckten Hände“, einer lokalen Initiative zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Madeleine Delbrêl engagiert sich in zahlreichen Projekten zugunsten politisch Verfolgter oder ungerecht Verurteilter.

Während der Kriegsjahre berät sie aufgrund ihrer Erfahrungen im atheistisch-kommunistischen Milieu die „Mission de France“, eine Reformbewegung der katholischen Kirche, die unter anderem auf Arbeiterpriester setzt. Madeleine Delbrêl betont, die christliche Hoffnung auf Erlösung dürfe keine „Jenseitsvertröstung“ sein. Zu Beginn ihres Engagements in Ivry war Madeleine Delbrêl geschockt über das Desinteresse der Arbeiter an Glaubensfragen:

„Alles schweigt auf der ganzen Linie von Gott und so total, dass ich mich dabei ertappe, die Passanten anzublicken, ob nicht wenigstens eine Spur von Staunen bei ihnen zu entdecken sei. Doch die vorübergehenden Leute sind nicht erstaunt.“

Annette Schleinzer: „Sie war davon überzeugt, dass sie das Evangelium den Menschen nahe bringen möchte und war sehr enttäuscht, zu merken, da hat niemand Bedarf. Sie hat mal gesagt: ‚Alles schweigt auf der ganzen Linie von Gott‘ oder: ‚Die Leute tragen ein unsichtbares Schild auf der Brust, auf dem steht: kein Bedarf‘.“

Und da musste sie ihre Einstellung zu dem, was man in der Geschichte der Kirche bis heute ‚Mission‘ nennt, verändern, auch an den Ursprung gehen. Eine der wichtigsten Voraussetzungen, um die lebendige Liebe Gottes weiter zu geben: dass Christen sich erst einmal selber zu bekehren haben. Weg von den Vorstellungen, den Klischees, die mit Evangelisierung verbunden sind.“

Dass Madeleine Delbrêl als überzeugte Christin auch ein Freigeist gewesen ist, zeigt sich daran, dass sie sich selbst als „Landstreicherin“ und „Partisanin“ im Gefüge der Kirche bezeichnete.

Annette Schleinzer: „Der Kern des Gedankens von Missionierung ist bei Madeleine Delbrêl, ich sag’s mal in einem Bild, wie jemand, der im Garten das Wasser des Lebens gefunden hat und spürt, dieses Wasser des Lebens erfüllt meine tiefsten Sehnsüchte, macht mich heil an Leib und Seele. Und ich möchte, dass möglichst viele Menschen auch davon kosten – und ich möchte Mittel und Wege finden, ihnen das mitzuteilen. Sie sagte einmal: ‚Nicht wir haben Menschen zu bekehren. Das ist Gottes Sache, aber wir können uns schenken mit Gott in uns‘.“

Kirche und Kommunismus

Aufgrund ihrer Erfahrungen im atheistisch-kommunistischen Milieu wurde Madeleine Delbrêl von

Bischöfen gebeten, sie zu beraten. Gegen Ende ihres Lebens wurde sie sogar in die Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils einbezogen. Aber es gab auch Gegenwind. Weil ihre Gemeinschaft kirchenrechtlich nur schwer einzuordnen war, kam es Ende der vierziger Jahre zu heftigen Konflikten.

Annette Schleinzer: „Es scheint so, dass ihr Weg relativ konfliktfrei mit der Kirche gelaufen sei. Dem ist nicht so. Einerseits war ihr die Kirche sehr wichtig. Sie war auch dankbar, weil sie durch die Kirche zu ihrem eigenen Glauben gekommen war. Auf der anderen Seite saß sie zeitlebens auch immer zwischen allen Stühlen. Ende der 40er Jahre wurde ihr sogar von ihrem Ortspfarrer die Kommunion verweigert, weil sie seiner Auffassung nach zu sehr mit den Kommunisten zusammen gearbeitet hat.“

Ein Jahrzehnt später entschied sich der Vatikan die Bewegung der Arbeiterpriester zu verbieten. Madeleine Delbrêl versuchte, das zu verhindern. Ohne Erfolg. Das Verbot, sagt sie, habe sie „schier zerrissen“.

Annette Schleinzer: „Sie hat zeitlebens an der Enge, an der Kleinkarierteheit von Menschen aus der Kirche gelitten. Madeleine Delbrêl hat immer wieder davon gesprochen, dass die meisten Christen, die sie kennen lernte, den Glauben an den lebendigen Gott mit christlicher Mentalität verwechseln. Christliche Mentalität ist etwas, was sich im Laufe der Zeit an Traditionen, an Gebräuchen, Einstellungen um den Glauben herum gruppiert. Und oft neigt man dazu, das für das eigentliche zu halten. Der lebendige Gott ist in jeder Zeit neu zu übersetzen, wirft auch immer wieder neue Fragen über den Haufen, ist immer wieder überraschend.“

Intuition des Herzens

Ihre letzten Lebensjahre waren davon geprägt, dass sie sich innerlich ihrem Umfeld entfremdete. Annette Schleinzer: „Sie hat gespürt, dass es in ihrem eigenen Inneren eine Begegnung mit Gott, eine Tiefe gab, die sie kaum noch mit anderen teilen konnte.“ Das macht Delbrêl einsam. In ihr wächst das schmerzvolle Gefühl, ausgesondert zu sein: „Wenn man sich in seinem eigenen Innern, zwischen der Masse der Menschen und Gott, zur Anerkennung Gottes bekennt, bringt man sich in Gegensatz zur einmütigen Überzeugung der Gemeinschaft, in der man lebt. Durch alle erlittene

Einsamkeit hindurch eine Insel göttlicher Anwesenheit werden: um Gott einen Ort zu sichern. Das Mysterium des göttlichen Lebens auf uns lasten lassen, in den Finsternissen der allgemeinen Unwissenheit Punkte der Bewusstwerdung seines Daseins setzen. Erkennen, dass hier der eigentliche Akt der Erlösung geschieht.“

Annette Schleinzer hat in ihrer langjährigen Beschäftigung mit Madeleine Delbrêl festgestellt, dass es eine große Verwandtschaft zwischen der Französin und Papst Franziskus gibt:

„Ich halte sie beide für Genies der Begegnung, für Menschen, die eine Intuition des Herzens haben. Vor allem auch von ihren Inhalten her sind sie sehr verwandt. An die Ränder gehen, sein Verständnis für die Armen. Das ist alles, was sie auch gelebt und geschrieben hat.“

Auch wenn Madeleine Delbrêl heute noch immer so etwas wie ein Geheim-Tipp ist: Kaum jemand hat es wie sie verstanden, mit ihrer großen schriftstellerischen Begabung das auszudrücken, was Spiritualität im Alltag konkret bedeutet:

„Warum sollte der Lerchengesang im Kornfeld, das nächtliche Knistern der Insekten, das Summen der Bienen im Thymian unser Schweigen nähren können – und nicht auch die Schritte der Menschenmenge auf den Straßen, die Stimmen der Marktfrauen, die Rufe der Männer bei der Arbeit, das Lachen der Kinder im Park, die Lieder, die aus der Bar dröhnen. Begegnung mit Gottes lebendiger Kausalität im Lärm der Straßenkreuzungen. Begegnung mit Jesus Christus in all denen, die physisch leiden, die sich langweilen, die sich ängstigen, denen etwas fehlt.“

In ihren letzten Lebensjahren reist Madeleine Delbrêl nach Polen und Afrika. Und ist bewegt vom Elend der Menschen in Madeira, Dakar und Conakry. Sie verfasst letzte Schriften und arbeitet unermüdlich in der Rue Raspail in Ivry. Am Spätnachmittag des 13. Oktobers 1964 finden ihre Gefährtinnen sie leblos in ihrem Arbeitszimmer.

Annette Schleinzer: „Das Besondere an Madeleine Delbrêl ist, dass sie mit ihrer frischen, südfranzösischen Art versucht hat, Gott in der heutigen Zeit ein Gesicht zu geben. Und ein Marxist, den ich 1981 in Ivry getroffen habe und der sehr skeptisch war, ob es Gott gibt oder nicht, sagte zu mir: ‚Wenn man Madeleine Delbrêl kennen lernte, lernte man etwas von Gott kennen‘.“

„Jedem Menschen, dem man begegnet, die ganze Fülle der Liebe schenken; das ist das Tor zur Weite Gottes, das Tor, das sich geradewegs auf die universale Liebe hin öffnet.“

Einer ihrer schönsten Texte, der „Ball des Gehorsams“, zeigt auf poetische Weise, wie absurd es ist, die Freuden des weltlichen Lebens gegen die geistige Dimension des Lebens auszuspielen:

*Wenn wir wirklich Freude an dir hätten, O, Herr,
könnten wir dem Bedürfnis zu tanzen nicht
widerstehen*

Um gut tanzen zu können

*braucht man nicht zu wissen, wohin der
Tanz führt.*

Man muss ihm nur folgen,

darauf gestimmt sein, schwerelos sein.

*Und vor allem: man darf sich nicht versteifen,
sondern ganz mit dir eins sein – und lebendig
pulsierend*

*einschwingen in den Takt des Orchesters,
den du auf uns überträgst.*

*Wir haben so oft die Musik deines Geistes
vergessen,*

*wir vergessen, dass es monoton und langweilig
nur für grämliche Seelen zugeht,*

*die als Mauerblümchen sitzen am Rand
des fröhlichen Balls deiner Liebe.*

*Lehre uns, jeden Tag die Umstände unseres
Menschseins anzuziehen wie ein Ballkleid.*

Gib, dass wir unser Dasein leben

*nicht wie ein Schachspiel, bei dem alles
berechnet ist,*

*nicht wie einen Lehrsatz, bei dem wir uns
den Kopf zerbrechen,*

sondern wie ein Fest ohne Ende,

bei dem man dir immer wieder begegnet,

wie einen Ball, wie einen Tanz,

in den Armen deiner Gnade,

zu der Musik allumfassender Liebe.

Literatur:



Madeleine Delbr el:
**„Deine Augen in unseren Augen –
 Die Mystik der Leute von der Straße“**
 Herausgegeben von Annette Schleiner,
 Verlag Neue Stadt, München/Zürich/Wien, 2015.

Annette Schleiner:
**„Madeleine Delbr el: Gott einen Ort sichern.
 Texte – Gedichte – Gebete“**
 Topos plus Verlagsgemeinschaft, Kevelaer

Weitere Titel zu Madeleine Delbr el

Gilles Francois/Bernard Pitaud:
**Madeleine Delbr el, Die Biografie,
 Aus dem Französischen
 von Annette Schleiner,**
 Verlag Neue Stadt, München/Zürich/Wien, 2019



Madeleine Delbr el:
**Alcide, der kleine M nch,
 Gedankenblitze eines Gottsuchers,**
 herausgegeben und übersetzt von Annette Schleiner,
 Verlag Neue Stadt, 2020

**Rosemarie Nürnberg: Ergriffen von Gott,
 Exerziten mit Madeleine Delbr el,**
 Gesprochen von Christoph Behr, Hamburg,
 mit Ausschnitten aus den Goldberg Variationen
 von Johann Sebastian Bach,
 gespielt von Annette Naumann, Kempten, 2 CDs,
 Verlag Neue Stadt, München, 2020

Weitere Informationen sind zu finden unter
www.neuestadt.com

Der neue Tag

*Wieder beginnt ein Tag.
 Jesus Christus will ihn in mir leben.
 Er hat sich nicht eingeschlossen.
 Er ist unter den Menschen gewandelt.
 Er ist mit mir unter den Menschen von heute gegenwärtig.*

*Begegnen wird er
 allen, die ins Haus kommen,
 allen, die ich auf der Straße treffe,
 anderen Reichen als damals, anderen Armen,
 anderen Gebildeten und Ungebildeten,
 anderen Jungen und Alten,
 anderen Gesunden und Kranken.
 Ihnen allen zu begegnen, ist er gekommen.
 Alle will er zum Heil führen.*

*Denen, die mit mir sprechen, hat er etwas zu sagen.
 Denen, die etwas brauchen, hat er etwas zu geben.*

*Im Lärm gibt er Stille,
 in der Aufregung Frieden.*

*Jesus hat nicht aufgehört, der Sohn Gottes zu sein.
 In mir will er mit dem Vater verbunden bleiben.
 Ganz sanft verbunden, in jedem Augenblick,
 gegenüber allem, was der Wille seines Vaters ist.*

*Alles ist dann erlaubt an diesem Tag,
 und alles verlangt meine Zustimmung.
 Der Platz in der Welt, an den Gott mich stellt,
 kann mich nicht hindern,
 mit ihm verbunden zu sein.
 Auch ein Kind auf dem Arm seiner Mutter
 ist nicht weniger bei ihr,
 weil sie durch die Menge geht.*

*Jesus, der in uns ist, ist unaufhörlich zu allen gesandt,
 am heutigen Tag, der gerade beginnt,
 zu allen Menschen, in unserer Zeit, zu allen Zeiten,
 in meiner Stadt und auf der ganzen Welt.*

*Gepriesen sei der neue Tag!
 Er ist wie Christi Geburt für die Erde.
 Denn Jesus in mir wird diesen Tag mit mir leben.*

Madeleine Delbr el

Elmar Nass

Deus Homo!

**21 christliche Orientierungen für das 21. Jahrhundert.
Mit einem Geleitwort von Bischof Dr. Helmut Dieser**



„Stell dir vor, es gibt Gott – und dann finde Antworten auf die Fragen des 21. Jahrhunderts“.

Das neue Buch von Professor Elmar Nass gibt Rüstzeug für den öffentlichen Diskurs und die persönliche Meinungsbildung an die Hand.

LIT Verlag, Münster
ISBN 978-3-643-14526-0

Orientierungshilfe im Nebel der Meinungen

Es brennt ihm unter den Nägeln: Wieder meldet sich Elmar Nass mit einem Buch zu Wort, das jene defensive, verschämte Sprachlosigkeit von Kirche und Gläubigen aufgreift, die er bereits in seinem letzten Buch *Utopia christiana* zum Thema gemacht hat. Angst geht um in Theologie und Kirche, diagnostiziert er. Angst davor, sich öffentlich zu Jesus Christus, christlichen Traditionen und Werten zu bekennen – vor allem dort, wo Widerspruch zu erwarten ist. „Es entsteht der Eindruck, die moderne oder postmoderne Kirche wollte um jeden Preis in unserer Gesellschaft gut ankommen“. In der Diskussion bleibe Gott weitestgehend außen vor – ein Unding, findet Nass. Denn damit räume die Kirche freiwillig ihren ureigensten Platz als Orientierungskraft, ihre Leuchtturmfunktion im Dickicht der Fragen und Dilemmata unserer Zeit. „Christlicher Weltdienst ist Heiligungsdienst“, betont er wieder und wieder, unsere Sendung sei es, mitzuarbeiten an der Heiligung dieser Welt.

Dort, wo Christen sich aus der Mitgestaltung von Gesetzen und Regeln heraushalten und als Vorbilder in der medialen Meinungsbildung fehlen, sieht der Autor eine wesentliche Säule der Gesellschaft zunehmend ins Wanken geraten.

Dieser Schmeichelkurs, falsch verstandene Rücksicht, politische Korrektheit und schieres Unwissen seitens der Christen seien um so tragischer angesichts eines lauten Atheismus, der oft in prophetisch anmutender Weise Antworten auf die großen Fragen unserer Zeit gebe. „Mein Buch ist der Versuch“, so Nass, „diese säkulare Brille auszutauschen und mit einem Bekenntnis zu Gott die Probleme der Zeit anzugehen.“

Stell dir vor, es gibt Gott... Mit dieser Perspektive lässt sich auch im 21. Jahrhundert gut Stellung beziehen – davon ist der Priester und Professor für Wirtschafts- und Sozialethik überzeugt: „Die christliche Idee von Mensch und Würde, von Verantwortung und Freiheit sind wesentliche Ausgangspunkte für ethische Bewertungen gesellschaftlicher Zusammenhänge“. In *Deus Homo!* stellt er dafür zunächst einen „christlichen Kompass“ vor – zusammengestellt aus Heiliger Schrift, dem Lehramt der Kirche, aber auch weltlichen Größen wie beispielsweise Resolutionen der Vereinten Nationen –, um ihn anschließend an einige der großen aktuellen Themen anzulegen: Gibt es einen gerechten Krieg? Wie können sich Christen etwa in der schwierigen Frage nach „Präventivschlägen“ positionieren? Wie zur Klimaproblematik, zu den unterschiedlichen Facetten sozialer Gerechtigkeit, zu Eigentum, Markt, dem Euro-Rettungsschirm oder heißen Eisen wie Digitalisierung, Organspende und Sterbehilfe?

Elmar Nass gibt dem Leser Entscheidungshilfen an die Hand, umfassend recherchiert, klug, wenn auch mitunter sehr anspruchsvoll formuliert. Trotzdem versteht sich das Buch als Gesprächsangebot zur gemeinsamen Suche, nicht als Belehrung, was auch Bischof Dr. Helmut Dieser in seinem Vorwort unterstreicht. Nicht durch Besserwisserei werde Ratlosigkeit überwunden, sondern dadurch, „sich in der Nachfolge des demütigen Christus mit der Kraft christlicher Hoffnung mitten in die unge lösten Fragen und brennende Konflikte hineinzu begeben.“

Marion André

Pfarrerin Karin Lefèvre und Pfarrer Peter Schwarz verabschiedet

Mit großem Engagement und Begeisterung gearbeitet

Christin Kohler



Pfarrerin Karin Lefèvre und Pfarrer Peter Schwarz waren bei ihrer Verabschiedung in der St. Laurentiuskirche sichtlich bewegt.

Foto: Diakoneo/
Christin Kohler

Nach langjährigem Dienst bei Diakoneo wurden Pfarrerin Karin Lefèvre und Pfarrer Peter Schwarz im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes in der St. Laurentiuskirche in Neuendettelsau verabschiedet.

Pfarrer Peter Schwarz war bei Diakoneo in verschiedenen Bereichen als Seelsorger tätig. Er leitete das Ökumenisch Geistliche Zentrum (ESC), die Ausbildung der Mitarbeitenden im Diakonat und begleitete die theologischen Konsultationen mit Rumänien. „Pfarrer Schwarz verfügt über ein profundes liturgisches Wissen und spirituelle Kenntnis. Außerdem gestaltete er den neuen Psalter mit den Tagzeitengebeten maßgeblich mit“, sagte Pfarrer Dr. Peter Munzert. In den letzten Jahren war er für die Seelsorge im Seniorenzentrum verantwortlich. Nach fast 10 Jahren bei Diakoneo hielt Pfarrer Peter Schwarz seine letzte Predigt bereits am 19. April in der leeren St. Laurentiuskirche.

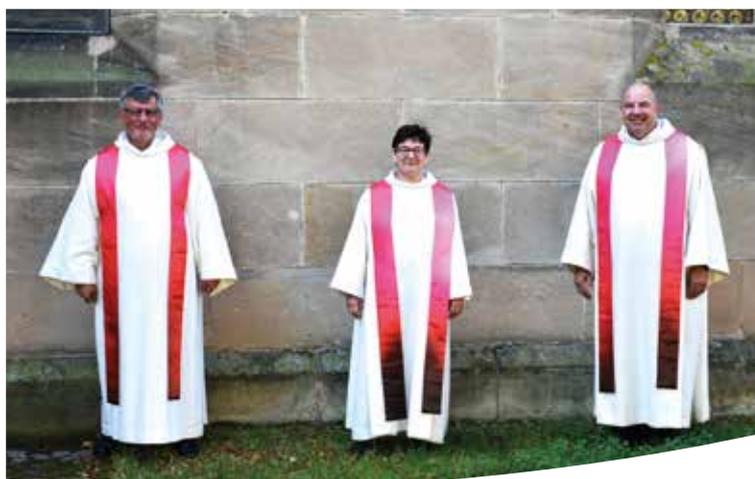
Nach 21 Jahren bei der Diakonie Neuendettelsau und jetzt Diakoneo geht auch Pfarrerin Karin Lefèvre in den Ruhestand. „Ich hätte nie geglaubt, dass ich in Neuendettelsau bleibe und von hier aus einmal in den Ruhestand gehen würde und doch ist es so gekommen“, sagte Karin Lefèvre bei ihrer Abschiedsrede. „Pfarrerin Lefèvre hat so gut wie alle Arbeitsbereiche durchlaufen, die für sie infrage kamen“, ergänzte Dr. Munzert. Dazu gehörten mehrere Schularten, Konfirmandenarbeit, die Arbeit im Jugendzentrum, Krankenhausesseelsorge, Seniorenarbeit und eine große Bandbreite an Gottesdiensten. Besonders wichtig ist ihr auch die Arbeit als Spiritualin der geistlichen Gemeinschaften gewesen.

Dr. Munzert sagte bei seinen Grußworten im Rahmen des Gottesdienstes, man merke Pfarrer Schwarz und Pfarrerin Lefèvre an, dass ihnen die Diakonie und die Kirche viel bedeuten. Dies zeigte sich auch in ihrer tagtäglichen Arbeit, der sie mit viel Engagement und Begeisterung nachgegangen sind. Bei ihrer offiziellen Entpflichtung erhielten Pfarrerin Karin Lefèvre und Pfarrer Peter Schwarz das goldene Kronenkreuz der Diakonie, als Auszeichnung, für ihre langjährigen Dienste.

Nach dem Gottesdienst nutzten viele Gemeindeglieder und Weggefährten die Gelegenheit sich bei den beiden Pfarrern persönlich, aber mit gebührendem Abstand, zu verabschieden.

Pfarrer Dr. Peter Munzert (rechts) verabschiedete Pfarrer Peter Schwarz (links) und Pfarrerin Karin Lefèvre (Mitte) im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes.

Foto: Diakoneo/
Christin Kohler



Interview mit Prof. Dr. Raschzok zum Thema Forschungsprojekt

Gottesdienste und Andachten in der Diakonie

Interviewer: Pfarrer Dr. Peter Munzert



Pfr. Dr. Munzert: Herr Prof. Dr. Raschzok, wie kam es zu dem Forschungsprojekt, was war die erste Idee dazu und wie sah das Konzept aus?

Prof. Dr. Raschzok: Am Anfang stand ein Auftrag des Gottesdienstinstituts der Evangelisch-Lutherischen Kirche Bayern in Nürnberg. Das Arbeitsfeld der Diakonie war bisher von dort nur knapp bespielt worden, so dass der Wunsch aufkam – auch vom Präsidenten des Diakonischen Werks Bayern – die Fortbildungsangebote im Bereich der Gottesdienste auf dem diakonischen Sektor zu erweitern. Daraus entstand dann der Auftrag. Von vornherein war klar, dass das Ganze nur mit einem großen Partner zu bewerkstelligen ist. Dieser Partner ist die Gesellschaft für Konsumforschung in Nürnberg (gfk), die sich weltweit mit Markt- und Meinungsforschung beschäftigt.

So wurde für das Thema „Gottesdienste und Andachten in ausgewählten Handlungsfeldern der Diakonie“ ein Forschungsdesign entwickelt. Üblich in der sozialwissenschaftlichen Forschung ist es, sogenannte „harte“ und „weiche“ empirische Methoden miteinander zu kombinieren, so dass die Studie letztlich aus drei Teilen bestand:

Zunächst wurden Fokusgesprächsgruppen mit Mitarbeitenden aus der Diakonie, die mit Gottesdiensten betraut sind, geführt. Nach deren Auswertung kamen als Vertiefung Experteninterviews mit ausgewählten Fachkräften aus den Arbeitsfeldern der Diakonie hinzu. Schließlich wurde in einem dritten Studienteil eine Computer- und telefongestützte Umfrage gestartet, bei der die Leitungen von Kindertagesstätten und Altenpflegeeinrichtungen danach gefragt wurden, wie sich das gottesdienstliche Leben in der jeweiligen Einrichtung gestaltet und welchen Stellenwert es für die Leitungsebene einnimmt.

Pfr. Dr. Munzert: In der bayerischen Landeskirche sind Gottesdienste und Andachten, die überwiegend in den Kirchengemeinden gehalten werden, sehr wichtig – der Sonntagsgottesdienst wird nach wie vor hochgehalten. Das Spannende an dieser

aufwendigen sowie sehr breit und gründlich angelegten Studie ist Folgendes: Wie kommt es zu der Annahme, dass auch in der Diakonie so viele Gottesdienste gehalten werden, dass es sich lohnt, das Ganze zu untersuchen?

Prof. Dr. Raschzok: Ein Teil unserer Erhebung war es, sich überhaupt einmal ein Bild davon zu machen, was eigentlich bei den geistlichen Zusammenkünften in der Diakonie genau geschieht. Dazu wurden vier Arbeitsfelder untersucht:

Klassische Altenpflegeeinrichtungen, Kindertagesstätten in Trägerschaft der Diakonie (in enger Kooperation mit dem Evangelischen KITA-Verband Bayern), Häuser der Behindertenhilfe und auf Wunsch des Präsidenten der Diakonie in Bayern, Michael Bammessel, die Gottesdienste für Mitarbeitende, also Einführungs-, Jahres-, Weihnachtsgottesdienste etc.

Bei der Auswertung der Ergebnisse zeigte sich ein überraschendes Bild. Es war bisher nicht klar und auch nicht statistisch erfasst, dass es in den diakonischen Einrichtungen eine solche Fülle von Gottesdiensten und Andachten gibt. Es hat sich ein regelrechter „Gottesdienst-Kosmos“ aufgetan, der zeigt, dass in der Diakonie mit großem Engagement Gottesdienste und Andachten gefeiert werden, was der Landeskirche so bisher nicht bewusst war.

Damit allein schon war ein wichtiges Ziel der Studie erreicht worden, weil das Gottesdienstinstitut nicht „ins Blaue hinein“ Fortbildungsangebote für Mitarbeitende der Diakonie im Bereich Gottesdienste und Andachten anbieten wollte. Stattdessen legte man Wert auf ein maßgeschneidertes Programm. Daher war zunächst die Zusammenarbeit mit einem Marktforschungsinstitut nötig. Es mussten zunächst der „Gottesdienst-Markt“ in der Diakonie und die Rahmenbedingungen dort erforscht werden, bevor dann gezielte Fragestellungen ausgearbeitet werden konnten, die zukünftig in der Fortbildung der Mitarbeitenden eine Rolle spielen sollen.

Pfr. Dr. Munzert: Haben Sie auch Zahlen eruieren können, wie viele Gottesdienste und Andachten in der Diakonie konkret gefeiert werden? Die Diakonie

wurde vor einigen Jahren als unbekannter Riese bezeichnet – trifft das auch auf die Anzahl der dort gehaltenen Gottesdienste zu?

Prof. Dr. Raschzok: Man kann die Bayerische Diakonie auf jeden Fall als den unbekanntesten Gottesdienst-Riesen in der Landeskirche bezeichnen. Durch die drei Verfahren haben wir es aber nicht geschafft, das Ganze auch zahlenmäßig abzubilden. Aber man kann im Umkehrschluss sagen, dass wir keine diakonische Einrichtung gefunden haben, in der es kein reges Gottesdienstangebot gab. Die diakonischen Einrichtungen zeichnen sich dadurch aus, dass die Gottesdienste eine zentrale Säule ihrer Arbeit darstellen.

Dabei stellte sich auch die Frage, wer die Gottesdienste und Andachten trägt. Hierbei ist festzustellen, dass es neben der guten Nachbarschaft zu den Kirchengemeinden in den meisten diakonischen Einrichtungen auch zahlreiche Ehrenamtliche gibt, die für das gottesdienstliche Leben dort verantwortlich sind. Dabei ist ihre große Ernsthaftigkeit und ihr großes Engagement überraschend, mit dem sie sich einsetzen. So taucht gewissermaßen ein zweiter Gottesdienst-Riese aus dem Schatten auf!

Pfarrer Dr. Munzert: Gibt es Erkenntnisse dazu, was Ehrenamtliche bewegt, was ihnen Lust macht, Gottesdienste zu feiern?

Prof. Dr. Raschzok: Wir haben immer zwei Gruppen untersucht, die gegenseitig füreinander als Kontrollgruppen fungieren, und zwar zum einen die hauptamtlichen Theologen und zum anderen die hauptamtlich in der Diakonie in Pflege- oder Sozialberufen Tätigen, die sich ehrenamtlich mit Gottesdiensten und Andachten beschäftigen.

Bei der zweiten Gruppe unterscheiden wir wiederum zwei Wurzeln der Motivation:

So gibt es diejenigen, die von den Einrichtungsleitungen ermutigt werden, Andachten zu übernehmen, quasi im Sinne der Erbfolge: Jemand, der sich bisher für das gottesdienstliche Leben in der Einrichtung engagiert hat, geht in den Ruhestand und es wird ein Nachfolger gesucht.

Zum anderen aber begegnen hier diejenigen, die von sich aus Bereitschaft zur Mitarbeit signalisieren, weil sie schon aktiv Mitglied in ihrer Kirchengemeinde sind, im Glauben stehen und daher bereits persönlich im Bereich des christlichen Glaubens engagiert sind.

Insgesamt ist bei den Beschäftigten in der Diakonie eine hohe Bereitschaft, sich auf diese Aufgabe anzusprechen zu lassen, erkennbar.

Ziel des Gottesdienstinstituts ist es, berufsübergreifende Fortbildungen anzubieten, und hier stellt sich natürlich die Frage, ob das auch im Bereich der Diakonie klappen kann oder ob es getrennte bzw. gezielte Fortbildungen für theologisch gebildete Mitarbeitende einerseits und für ehrenamtlich im Verkündigungsbereich tätige Mitarbeitende andererseits braucht.

Pfr. Dr. Munzert: Wir arbeiten in der Diakonie multiprofessionell – viele Berufsgruppen kommen zusammen in den Heimen, in den Einrichtungen, in der Begleitung, in der Therapie. Macht das auch Sinn für Gottesdienste, für Andachten, für das geistliche Leben insgesamt?

Prof. Dr. Raschzok: Das macht enormen Sinn, wenn die Voraussetzung erfüllt ist, dass im umfassenden Sinne Arbeitshilfen zur Verfügung stehen. Es zeigt sich, dass die hauptamtlich in der Diakonie beschäftigten Nicht-Theologen und -Theologinnen ein hohes Interesse haben, mit den hauptamtlichen Theologinnen und Theologen ins Gespräch zu kommen. Es sind also weniger Fortbildungen über theologische Inhalte oder Anleitungsliteratur für das Halten von Gottesdiensten und Andachten als vielmehr das theologische Gespräch wichtig. Daher müssen die Pfarrerinnen und Pfarrer zusammen mit den sozialpädagogischen und pflegerischen Kräften der diakonischen Einrichtungen ein Format entwickeln, wie sie miteinander ins Gespräch kommen können.

Pfr. Dr. Munzert: Das würde bedeuten, dass es eine Aufgabe der hauptamtlichen Theologinnen und Theologen in der Diakonie wäre, sich mit Mitarbeitenden zusammensetzen, gemeinsam Gottesdienstformen zu überlegen und zu üben, Fort- und Weiterbildung, Anleitung und Begleitung zu geben, damit viele ehrenamtlich engagierte Personen Gottesdienste und Andachten eigenständig feiern können.

Prof. Dr. Raschzok: Das Interessante war, dass den Mitarbeitenden nicht praktische Anleitungen und Übungen fehlten, wie wir von Seite der Theologie dachten. Wir haben sehr kreative, in der Verkündigung ehrenamtliche Mitarbeitende angetroffen, die nicht fragen, wie sie etwas ansprechend umsetzen können, sondern vielmehr wissen wollen, wie sie die dahinterliegende Theologie und die Glaubenserfahrung reflektieren können. Das ist verblüffend, weil es bewährte Modelle auf den Kopf stellt.

Pfr. Dr. Munzert: Was würde das für die landeskirchliche Fort- und Weiterbildung im Bereich Gottesdienst, zum Beispiel für das Gottesdienst-Institut heißen? Gibt es dort Überlegungen zu passenden Formaten und Angeboten?

Prof. Dr. Raschzok: Besonders am Beispiel der Kindertagesstätten wird deutlich: Es geht weniger um ein Modell, das Kurse und Seminartage außerhalb der Einrichtung anbietet, sondern es sollte sogenannte „In-House-Fortbildungen“ geben, im Rahmen derer jemand mit theologischer Kompetenz in die Einrichtungen kommt und dort mit den Mitarbeitern maßgeschneidert über die Fragen redet, die dort zum Thema Gottesdienste und Andachten bestehen.

Dies verändert natürlich die bisherigen Fortbildungsformate. So wird zum Beispiel auch ganz stark der Besuch der im Bereich geistliches Leben tätigen Mitarbeitenden durch den Ortspfarrer bzw. die Ortspfarrerin in einer diakonischen Einrichtung sowie die damit verbundene Stärkung der Verbindung zu den örtlichen Kirchengemeinden gefordert.

Im Bereich der Altenpflege zeigt sich beispielsweise, dass die dort gehaltenen Gottesdienste und Andachten nicht nur die Bewohner und Mitarbeiter, sondern darüber hinaus auch eine „Sekundärgemeinde“, nämlich deren Angehörige, Freunde und Bekannte erreichen, die sich zu weiten Teilen gerade nicht von den gottesdienstlichen Angeboten der Kirchengemeinde ansprechen lassen.

Es besteht auch der Wunsch, die Ortsgemeinden und die diakonischen Einrichtungen stärker als bisher gottesdienstlich zu vernetzen und damit die Brücke zwischen der Ortsgemeinde und der Diakonie zu stärken.

Pfr. Dr. Munzert: Das freut mich zu hören. Das bestätigt unsere Erfahrungen, die wir in den letzten drei Jahren gemacht haben. Seitdem bemühen wir uns verstärkt, mit Kirchengemeinden vor Ort Netzwerke zu bilden. Wir suchen enge Verknüpfungen, auch regionaler Art. Es gibt auf dem Land viele diakonische Einrichtungen, die praktisch zu einer Kirchengemeinde gehören. Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer gehen in diesen Einrichtungen ein und aus. Enge personelle Verbindungen werden in Seelsorge und bei Gottesdiensten gelebt.

Unser Wunsch ist es, dass Mitarbeitende, die gottesdienstlich und theologisch aktiv sind, Netzwerke und Arbeitsgemeinschaften vor Ort bilden sollen. In diesen können Mitarbeitende, die zum Beispiel eine Ausbildung zum Diakon oder zur Diakonin oder zum Diakonat gemacht haben, sich mit

Kolleginnen und Kollegen in Beschäftigung, Ergotherapie und Pflege, mit Seelsorgerinnen und Seelsorgern und mit Gemeindepfarrerinnen und -pfarrern zusammensetzen, um zu überlegen, wie das geistliche Leben in den einzelnen Einrichtungen vor Ort gestaltet werden kann.

Prof. Dr. Raschzok: Das kirchenpolitische Ziel der Studie ist es, darauf aufmerksam zu machen, dass genau dieses im Augenblick beim Zuschnitt von Pfarrstellen unter den Tisch zu fallen droht. Die bisherige Landesstellenplanung fragt zwar schon, wo beispielsweise die Gottesdienst-Stationen in den Heimen der Altenpflege sind, aber der Bereich der regelmäßigen Begleitung der Kindertagesstätten und das Gespräch mit den in der Verkündigung in der Diakonie engagierten nicht theologischen Mitarbeitern spielt statistisch kaum eine Rolle.

In diese Richtung geht der kirchenpolitische Impuls der Studie, die darauf aufmerksam machen will, dass in den Dienstaufträgen und Stellenbeschreibungen noch unglaubliches Potenzial für diese Zusammenarbeit ist. Ein Gottesdienst kann dann sachgerecht gefeiert werden, wenn die Kompetenzen zusammengeführt werden. Dabei ist man aber im gemeinsamen Gespräch nicht irgendwann an einem Endpunkt angelangt, sondern es existiert vielmehr das Bedürfnis nach einem Dauergespräch. Das macht die Studie zum kirchenpolitischen Sprengstoff, weil sie zeigt, dass es Arbeit macht, wenn wir innerhalb der Landeskirche ernstnehmen, dass die Diakonie Teil der Kirche ist.

Pfr. Dr. Munzert: Das ist alles sehr berechtigt, was Sie sagen. Wir haben das selbst schon gemacht. Bei uns gehen Theologinnen und Theologen in die Kindertagesstätten und bieten dort Schulungen an bzw. versuchen, ins theologische Gespräch mit den Mitarbeitenden zu kommen. Das ist echter Personaleinsatz, der für die Diakonie aufwendig aber sehr wichtig ist.

Die Frage ist: Wie reagiert die Landeskirche darauf? Gibt es schon dahingehend Überlegungen, dies in den Landesstellenplan aufzunehmen? Wird inzwischen deutlich, welche wichtige Rolle die Präsenz der Kirche auch in der Diakonie spielt?

Prof. Dr. Raschzok: Das wird unser nächster Schritt sein. Im Frühjahr soll die Studie zunächst einmal in einem wissenschaftlichen Ergebnisband präsentiert werden. Momentan finden noch zwei Tiefenuntersuchungen in Gestalt von zwei Dissertationsvorhaben in den Bereichen Kindertagesstätten und Altenheime statt. Danach wird das Material zum einen der zuständigen Fachabteilung im Landeskirchenamt zugespielt, und zum anderen wird

versucht, die Synodalen neugierig auf die Ergebnisse der Studie zu machen.

Wir stehen aber erst am Anfang und stecken nach wie vor in der Einzelforschung, was die Sache sehr aufwendig macht. Seit inzwischen fünf Jahren werden mit hohem Personalaufwand Daten aus den Untersuchungen aufgearbeitet, die am Ende sehr aussagefähig sein werden. Insgesamt ist allerdings nicht von heute auf morgen so einfach zu vermitteln, welches Potenzial die Studie enthält.

Pfr. Dr. Munzert: Die Diakonie lebt von ihren Mitarbeitenden. Wir sind dankbar für jeden und jede, die sich bei uns engagiert und bei uns arbeitet. Seit einigen Jahren kommen immer mehr Mitarbeitende zu uns, die einen für uns neuen kulturellen, religiösen oder auch sprachlichen Hintergrund mitbringen. Dies ist für uns eine große Bereicherung. Gleichzeitig möchten wir diesen Mitarbeitenden mit ihren jeweiligen spirituellen Bedürfnissen gerecht werden.

Prof. Dr. Raschzok: Ein Hinweis ist die Intensivierung des Dialogs zwischen der Theologie und dem Sozialen. Je diverser die Gruppe der Mitarbeitenden wird, desto schwieriger ist es, dass sich jeder oder jede am gottesdienstlichen Angebot beteiligen kann. Auffällig ist das positive Bewusstsein und die hohe Bereitschaft der Einrichtungsleitungen, die organisatorischen Voraussetzungen für das gottesdienstliche Leben in den diakonischen Einrichtungen, also die Rahmenbedingungen, zu schaffen. Wichtig ist, das Engagement derer, die christlich geprägt sind und Gottesdienste und Andachten vorbereiten, zu fördern und zu belohnen. Gibt es ein Belohnungsmodell für diejenigen, die sich für das geistliche Leben am Arbeitsplatz engagieren? In der Altenpflege besteht die beste Belohnung darin, dass beispielsweise ein ganzes Haus hinter dem gottesdienstlichen Angebot steht. Das Profil eines diakonischen Hauses ist es, den Gottesdienst dort so ernst zu nehmen, dass die nötigen Rahmenbedingungen dafür von allen geschaffen, getragen und akzeptiert werden.

Pfarrer Dr. Munzert: Das ist einleuchtend. Wenn der Gottesdienst als integraler Bestandteil einer Einrichtung verstanden wird, dann ist er nicht nur eine Randerscheinung oder eine Beschäftigung, sondern eine für die ganze Einrichtung signifikante, zentrales gemeinsames Erlebnis. Wird dafür von Seiten der Einrichtungsleitung auch Arbeitszeit für Gottesdienst- und Andachtvorbereitung eingeräumt?

Prof. Dr. Raschzok: Hier ist eine gewisse Zurückhaltung zu spüren. Die Antworten, die hier gegeben werden, lauten: „Wir bemühen uns, wir sind nicht

kleinlich.“ Diese Frage ist also ein wunder Punkt. Man bemüht sich zwar darum, den Mitarbeitenden auch während ihrer Arbeitszeit Raum für die Vorbereitungen zu geben, aber man ist natürlich sehr dankbar, dass sie auch bereit sind, dafür einen Teil ihre Freizeit zu opfern.

Hier unterscheiden sich die Bereiche allerdings. Bei den Kindertagesstätten ist das klarer geregelt, wann solche Vorbereitungen gemacht werden können, als beispielsweise in den Alten- oder Behindertenheimen.

Spannend werden noch die Ergebnisse der Tiefenauswertung sein, die Aufschluss darüber geben sollen, welche Vorstellungen die Mitarbeitenden mit gottesdienstlichen Aufgaben verbinden und wie sich diese zu den gottesdienstlichen Diskursen verhalten.

Bei allem ist aber wichtig zu wissen, dass die Befragungen für die Studie nur auf einer Ebene, nämlich auf der für die Durchführung der geistlichen Zusammenkünfte Verantwortlichen, stattgefunden haben, nicht aber auf der Ebene der Bewohner, Eltern, Angehörigen usw. Dies ist eine der Grenzen ihrer Aussagefähigkeit, die uns sehr bewusst ist.

Pfr. Peter Munzert: Meine letzte Frage wäre nun: Gibt es im Zusammenhang mit der Studie ein Highlight, eine Sache, die Sie besonders überrascht hat?

Prof. Dr. Raschzok: Im Bereich der Kindertagesstätten ist es ein Highlight, dass immer wieder von den leuchtenden Kinderaugen bei den geistlichen Zusammenkünften, wie zum Beispiel dem Morgenkreis, die Rede ist. Daneben ist ein Highlight, dass die Mitarbeitenden in allen Bereichen durchgängig eine hohe und über die Arbeitszeit hinausgehende Bereitschaft zeigen, sich am gottesdienstlichen Leben in ihren Einrichtungen zu beteiligen. Viele Mitarbeitende, die sich für die Gottesdienste und Andachten engagieren, opfern dafür auch gerne einen Teil ihrer Freizeit, weil sie ja selbst etwas davon haben, wenn sie zusammen mit anderen in ihren Einrichtungen die Gottesbegegnung suchen.

Pfr. Peter Munzert: Das ist toll zu hören – das ist sehr inspirierend und motiviert. Vielen herzlichen Dank, lieber Herr Prof. Dr. Raschzok, für dieses aufschlussreiche und spannende Interview!

Anhand des Symbols des Verabschiedungstuches

Kleine biblische Theologie und Anthropologie

Dr. Stephan M. Abt
Leiter des Sigmund-Faber-Hauses Hersbruck

Für den Leistungsbereich „Dienste für Senioren“ bei Diakoneo hat die Künstlerin und Leiterin der dortigen Paramentik, Beate Baberske, ein sogenanntes „Verabschiedungstuch“ gestaltet, das gegenwärtig in allen Altenhilfeeinrichtungen implementiert wird, häufig verbunden mit einer Ausstellung zum Thema „Du hast mein Leben zu Ende gewoben“. Es ist deshalb naheliegend, nach der in diesem Tuch zum Ausdruck gebrachten biblischen Theologie und Anthropologie zu fragen.

1. Gott als Weber

*„Du (sc. Gott) hast mich gewoben
im Schoß meiner Mutter“
(Ps 139,13).*

In anthropomorpher Sprache und menschlicher Erfahrung entnommenen Bildern wird Gott als der geschildert, der als Weber den Menschen bildet; gleichzeitig drückt dies der Beter in Du-form aus. Das Geheimnis des eigenen Werdens wird in einem Glaubensbekenntnis ausgedrückt: Gott hat nicht nur „im Anfang“ der Schöpfung mit seinem Schöpfungswort „Es werde“ einen evolutiven Prozess in Gang gesetzt (Gen 2,7), sondern jede einzelne Person, ich selbst, bin von IHM, dem Weber, gewoben.

Der Blick richtet sich auf die große Schönheit und auf die höchste und wunderbarste Wirklichkeit des ganzen Universums, den Menschen, der als »Wunder« Gottes bezeichnet wird (vgl. Ps 139,14), auf den Menschen, der schon am Anfang seines Daseins von seinem Weber (sc. Gott) her vollkommen ist; der Mensch »entstand« im Mutterleib durch göttliches Handeln. Dass dies nicht in dritter Person beschreibend ausgesagt wird, sondern in der Du-form, sagt gleichzeitig aus, dass es zwischen Weber (sc. Gott) und Gewobenen (sc. Mensch) nur einen einzigen sinnvollen Daseinsvollzug gibt, den des Dialogs, weil es um ein bleibendes Bundesgeschehen geht.

2. Der Mensch – nackt; noch ohne Scham

*„Nackt kam ich hervor aus dem Schoß
meiner Mutter;
nackt kehre ich dahin zurück;
gelobt sei der Name des Herrn“
(Hiob 1,21).*

Die Nacktheit drückt das ursprüngliche Gott-Mensch-Verhältnis aus: eine unverstellte, unverdeckte Beziehung, die allein aus dem Sein und nicht aus einem zusätzlichen Haben (E. Fromm) lebt, die sich verstecken und verhüllen muss, sondern sein darf, wie sie ist: „nackt“, ohne etwas Zusätzliches vorweisen zu müssen. Wir sind in unserem Sein, nackt, von Gott her bejaht und gut, sehr gut (Gen 1,31). Freilich ist damit konnotiert, dass der Mensch damit einerseits ganz abhängig ist von Gott, gleichzeitig aber – wenn er dies bejaht – auch ganz Gott übereignet, und dies nicht im Groll, sondern im Lobpreis. Der Mensch braucht sich – so das ursprüngliche Verhältnis – seiner Nacktheit, seines Bloßseins vor Gott nicht zu schämen, sondern bleibt dadurch in seiner durchgängigen Haltung des Empfangens: des Sich-empfangens und Entgegennehmens von Gott her.

Dieses heile Gott-Mensch-Verhältnis galt ursprünglich auch für das Mensch-Mensch-Verhältnis: „Beide, Adam und seine Frau, waren nackt, aber sie schämten sich nicht voreinander“ (Gen 2,25). Die beiden anerkannten sich in ihrem absolut ab-

hängigen, aber auch absolut empfänglichen Gott-Mensch-Verhältnis, und bedurften nicht eines zusätzlichen „Habens“, um Daseinsberechtigung vorzuweisen.

3. Der Mensch – nackt; mit Scham

*„Die Augen klärten sich ihnen beiden,
und sie erkannten, – dass sie nackt waren.
Sie flochten Feigenlaub und
machten sich Schurze“
(Gen 3,7).*

Die Bibel berichtet von einer Störung des ursprünglichen Mensch-Gott-Verhältnisses. Diese Störung wird in der Erzählung von Adam und Eva im Paradiesgarten so beschrieben, dass sie sich die Mitte einverleibten und sich selbst zur Mitte gemacht haben (Gen 3,3). Wer aber nicht mehr Gott zur Mitte hat, sondern sich die Mitte einverleibt, macht sich selbst zur Mitte, und muss doch – über kurz oder lang – erkennen, dass er diese Mitte nicht ist und nicht halten kann.

Die Menschen werden sich ihrer Nacktheit inne; sie werden im Widerspruch zu Gott auf das zurückgeworfen, was sie ohne Gott sind, und sie beginnen, sich ihrer selbst zu schämen. Sie sind nichts anderes geworden, als sie vorher waren; aber jetzt, im Widerspruch zu Gott, beginnen sie sich dessen zu schämen, was sie sind. Und das verändert alles: das Wissen, das der Mensch hier erwirbt, ist ein Wissen über sich selbst in seiner eigenen Ohnmacht (Drewermann).

Ungetrübte Aufrichtigkeit ist nicht mehr möglich. Die Unmittelbarkeit des Zusammenlebens hat aufgehört (Drewermann).

Das Kleid wird zur Kompensation der Scham; zunächst jener „Urscham“ (Leon Wurmser), die das Sich-Schämen über das eigene Dasein überhaupt meint aus der Erfahrung eines Unerwünschtseins; im weiteren aber auch der Scham über das Nacktsein und Sosein des Menschen. Der Freud-Schüler Erik H. Erikson deutet Scham als sekundär gegen das Ich gerichteten Zorn: „Der Schamerfüllte möchte [...] die Welt zwingen, ihn nicht anzusehen [...]. Er würde am liebsten die Augen aller anderen zerstören. Stattdessen muss er seine eigene Unsichtbarkeit wünschen.“

4. Kleidung als Ausdruck der Kultur

Kulturanthropologisch gilt das Kleid als erster Ausdruck der Kultur; Tiere kleiden sich nicht. Das Gewand ist erster Ausdruck der Kultivierung der Natur und zeigt den Menschen als Kulturschaffenden.

5. Zu Ende gewebt: Das Leben – wie ein Stoff und ein Kleid zu Ende gewoben

*„Schneller als das Weberschiffchen
eilen meine Tage,
der Faden geht aus,
sie schwinden dahin“
(Hiob 7,6).*

*„Meine Hütte bricht man über mir ab,
man schafft sie weg
wie das Zelt eines Hirten.
Wie ein Weber hast du mein Leben
zu Ende gewoben,
du schneidest mich ab
wie ein fertig gewobenes Tuch. V
om Anbruch des Tages
bis in die Nacht
gibst du mich völlig preis“
(Jes 38,12).*

Der Mensch findet sich in dieser Welt konfrontiert mit der Erfahrung der Endlichkeit. Die Zeit gehört ihm nicht, das Leben gehört ihm nicht. Die Tage eilen dahin, der Lebensfaden geht aus, die Tage schwinden dahin. Und dieses Entzogensein eigener Wirkmächtigkeit zeigt sich darin, dass sich der Mensch eben nicht nur als Macher, als homo faber erfährt, sondern letztlich zur Passivität verurteilt ist: seinen Tod erfährt er letztlich doch als Abbruch, als Wegschaffen seines Lebenszeltes. Und Gott – wieder im Bild des Webers – als den, der das Leben zu Ende webt, der das Leben abschneidet, wie ein fertig gewobenes Tuch; preisgegeben; da ist nichts mehr vom selbst erhobenen Höchstwert der Autonomie, nichts mehr von der Mitte, für die er sich hielt und um die sich alles drehen sollte.

6. Gott kleidet

Im Gleichnis vom verlorenen Sohn wird erzählt, wie es um den Menschen steht, der sich vom (himmlischen) Vater entfernt. Zuletzt findet er sich am Schweinetrog. Der verlorene Sohn geht in sich und kehrt um, ins Vaterhaus. Der Verlorene Sohn hört den Vater sagen: „Zieht ihm »das erste Gewand« an“ (»στολην την πρωτην«, »Cito proferte stolam primam«) (Lk 15,22). Dieses »erste Gewand« ist das des Adam vor dem Sündenfall: das der „Unschuld“, das Gewand des intakten Selbst- und Gottverhältnisses. Durch die Heimkehr zu Gott werden wir von allem Beschmutzten gereinigt und in den Stand des intakten Gottverhältnisses gesetzt.

*„In Gewänder des Heils
hat mich der Herr gekleidet
und mich umhüllt
mit dem Mantel der Gerechtigkeit“
(Jes 61,10).*

*„Du hast mein Klagen in Tanzen verwandelt,
hast mir das Trauergewand ausgezogen
und mich mit Freude umgürtet“
(Ps 30,12).*

Der Jubel über das, was Gott am Menschen tut, wird wieder in Bildern des Gewandes und des Kleidens ausgedrückt: Fort mit dem Trauergewand, herbei mit dem Gewand des Heils! Klage verwandelt sich in Tanz, Trauer in Freude.

7. Christus zieht unser gebrauchtes Kleid an

Diese Verwandlung vollzieht sich aber im Christentum nicht in einem äußerlichen Akt von außen her, indem Gott sozusagen „fünf gerade sein lässt“. Das würde nichts wirklich verändern. Diese Verwandlung vollzieht sich vielmehr in einem personalen, ja inkarnatorischen Akt: in der Person Jesu Christi. Auch hier ist wieder das Bild des Gewandes hilfreich.

Die Leibeigenen zogen immer das gebrauchte, das abgetragene Gewand „des Herrn“ an. Christus dreht dieses Verhältnis genau um. Christus hat in seiner Menschwerdung „unser Gewand“ angezogen, damit wir durch sein Leben „sein Gewand anziehen“ – ein heiliger Tausch!

Zunächst der erste Schritt: Jesus zieht in seiner Menschwerdung das Gewand unserer menschengemachten Boshaftigkeit und Brutalität an: *„Nachdem die Soldaten Jesus ans Kreuz geschlagen hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Teile daraus, für jeden Soldaten einen. Sie nahmen auch sein Untergewand, das von oben her ganz durchgewebt und ohne Naht war. Sie sagten zueinander: Wir wollen es nicht zerteilen, sondern darum losen, wem es gehören soll. So sollte sich das Schriftwort erfüllen: Sie verteilten meine Kleider unter sich und warfen das Los um mein Gewand.“* (Joh 19,23-24). Die Szene der Entkleidung Jesu zeigt die Beraubung der irdischen Habe Jesu und seiner Person, (aber auch die Hingabe Jesu, so wie er selbst bei der Fußwaschung „die Kleider ablegt“, Joh 13,4), die tiefe Schmach von seiten der Menschen, die ihn bloßstellen und ihm das Letzte an Würde rauben. Seine Kleider kann man ihm rauben; man kann ihn bloßstellen; man kann um sein Gewand würfeln und das Los werfen, d.h., Spiel und Spaß daraus machen. Und doch: sein Untergewand, „von oben her ganz durchgewebt

und ohne Naht“ kann man nicht zerstören: dieses Untergewand „von oben her ganz durchgewebt und ohne Naht“, Zeichen für ihn selbst und seine Integrität, kann man nicht zerstören. Da gibt es keine Naht, ER ist „von oben her durchgewebt“, von Gott her durchgewebt, ohne Nahtstelle.

8. Christi Hingabe am Kreuz zerreißt den Vorhang zwischen Gott und uns

*„Da riss der Vorhang im Tempel von oben
bis unten entzwei“
(Mt 27,51).*

Durch die durchgehaltene Liebe Jesu bis zum Tod hat sich erwiesen, dass zwar das physische Leben Jesu ausgelöscht werden konnte, nicht aber seine Liebe. Und so ist die Folge, dass es vom Augenblick des Todes Jesu heißt: „Der Tempelvorhang zerreißt“; jetzt ist der Blick frei auf das, was sich hinter ihm befindet. Im Tempel gab es den Vorhang, der den Eingang in das Allerheiligste verdeckte. Nur einmal im Jahr durfte dieses betreten werden, nur vom Hohenpriester am Versöhnungsfest. Mit dem Tod Christi ist die Versöhnung gestiftet und geschehen und der Tempelkult hat seine Bedeutung verloren. Der Vorhang, der im Tod Jesu im Tempel zerreißt, veranschaulicht den durch den Tod Jesu gewonnenen freien Zutritt in das Allerheiligste, d.h. den offenen Zugang zu Gott für alle.

9. Zieht den Herrn Jesus Christus an.

*„Zieht den Herrn Jesus Christus an“.
(Röm 13,11-14)*

Dieses Anziehen Jesu meint das Einswerden mit Christus. Diese Möglichkeit und Einladung ist uns angeboten.

Im Anziehen Jesu Christi, des „neuen Menschen“ (Eph 4,24), wird das „Kleid der Unsterblichkeit“ (2 Kor 5,2-9; vgl. 1 Kor 15,53-54) angezogen und damit das animalische „Tierfell“ überkleidet (Gen 3,21), das der Mensch nach dem Sündenfall anstelle des „Lichtkleides“ im Paradies erhalten hat.

10. Himmel als unverhüllte Begegnung

Das letzte Buch der Bibel spricht von den weißen Gewändern der Erlösten: *„Es sind die, die aus der großen Bedrängnis kommen; sie haben ihre Gewänder gewaschen und im Blut des Lammes weiß gemacht“.* (Offb 7,14). Alles, was über die letzte Verwandlung –hinein in den Himmel – gesagt werden kann, ist nur noch in paradoxer Sprache möglich: Unser Gewand wird im Blut des Lammes

weiß gemacht. Das rote Blut der Hingabe und Liebe macht unser Gewand weiß und rein. Nun wird gelten, was für Gott gilt: „Herr, mein Gott, wie groß bist du! Du bist mit Hoheit und Pracht bekleidet. Du hüllst dich in Licht wie in ein Kleid“ (Ps 104,1-2).

Und noch etwas wird vom Himmel gesagt: „Gott zerreißt auf diesem Berg die Hülle, die alle Nationen verhüllt, und die Decke, die alle Völker bedeckt (Jes 25,7).

Das ist die letzte Offenbarung, die im Lateinischen „Re-velatio“ heißt: Wegnehmen eines Velums; jener Decke, die die Menschen und die Völker bedeckt. Die Decke, die uns in diesem Leben den Durchblick verunmöglicht, hinter alles zu sehen, den Sinn und die Bedeutung von all dem Leid, dem Grausamen, den roten Faden zu erkennen: diese Decke (velum) wird weggenommen. In der Liturgie (der kath. Kirche) gibt es den Brauch, am Passionssonntag die Kreuze zu verhüllen und am Karfreitag zu enthüllen. Das bedeutet: das Kreuz und die Kreuze dieser Welt sind uns in ihrer Bedeutung verhüllt; wie viele Schilder gibt es nach Katastrophen, auf denen das einfache Wort „Warum“ steht. Wir finden keine Antwort, weil uns das Kreuz und die Kreuze dieser Welt in ihrem Sinn und ihrer Bedeutung verhüllt sind. Es gibt nur eine „Enthüllung“: die Person Jesu Christi und die Hingabe Jesu bis zum Kreuz. Nur er kann uns alles in seiner Person enthüllen.

*Er beseitigt den Tod für immer.
Gott, der Herr, wischt die Tränen ab
von jedem Gesicht“
(Jes 25,8).*

11. Das Verabschiedungstuch

Das Verabschiedungstuch kann nur beides sein: Verhüllung und Enthüllung; und dies gelingt in einer Transparenz, die beides zugleich zum Ausdruck bringt. Es verhüllt für die Hinterbliebenen, die noch in der Zeitlichkeit und dem Zustand des getrübt Schauens sind. Es „verhüllt“ für diese Zeitlichkeit ein letztes Mal das, was uns angesichts des Todes noch unbegreiflich ist; am Tod selbst und am Lebensgeheimnis des eben Verstorbenen. Und es enthüllt, da für den Verstorbenen die Decke weggenommen und der endgültige Durchblick geschenkt ist. Es deutet auch für die noch in der Verhüllung Lebenden eine Enthüllung an, um die wir im Tages-/bzw. Kirchengebet so oft bitten:

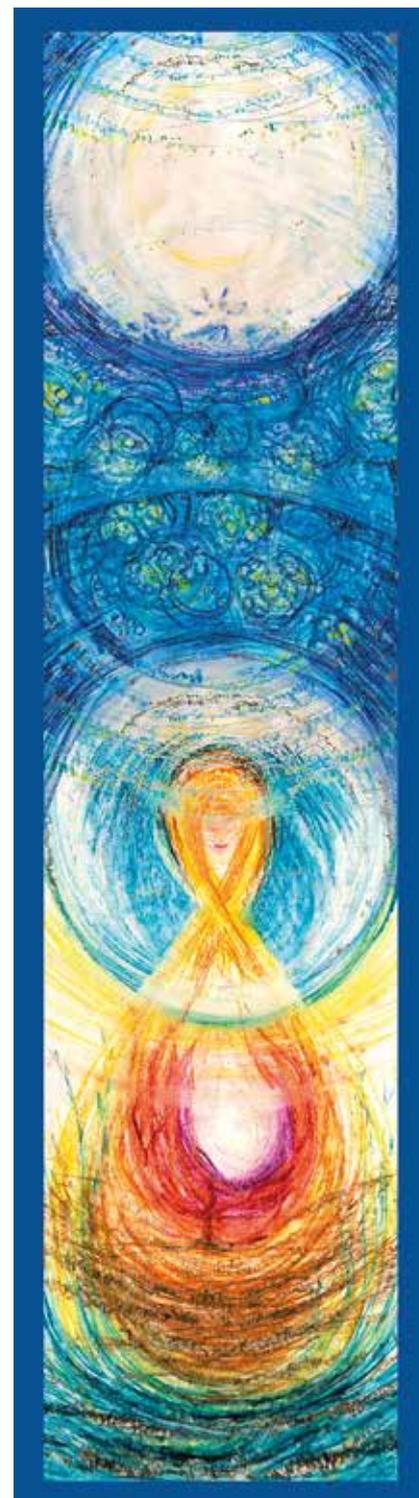
*„Gott, führe uns zu jener unverhüllten
Anschauung deiner Herrlichkeit,
in der wir dich schauen
von Angesicht zu Angesicht“.*

Der **Kreis** kann als eine Verbindung zum **Universum** gesehen werden, die Dornen am Fuß des Kreises symbolisieren ein **Nest**, zum Beispiel als Zeichen der Geborgenheit und Ankunft.

Damit vereint die Gestaltung den christlichen Gedanken der **Auferstehung** und lässt gleichzeitig genügend Raum für **eigene Gedanken** und Interpretationen.

Die Farbe **himmelblau** dominiert die Farbgebung und spiegelt die **Hoffnung** und **Göttlichkeit** wieder.

Mit dem Wegbegleiter-Tuch werden **Spiritualität** und **Begleitung** in der Pflege verdeutlicht.



Auf der Vorderseite befindet sich eine Figur in Form des Unendlichkeitszeichens, die zum Beispiel als Engelsfigur betrachtet werden kann.

Die Gestaltung der Rückseite besteht aus einem hellen Kreis, umgeben von kleineren hellen Kreisen, an dessen Unterseite Dornen angedeutet sind.

Die Rückseite kann dadurch zum Beispiel als Galaxie, Nest oder Sternenhimmel betrachtet werden.

Das Tuch visualisiert, was schwer in Worte zu fassen ist.



Tobias Kammerer gestaltete in diesem Jahr unsere Friedhofskapelle künstlerisch neu aus.

Eigentlich...

lässt das Thema Sterben viele verstummen.

Beate Baberske

Und: es kommt keiner am Thema Tod vorbei. Dieser Text handelt von etwas, das man „eigentlich“ nicht lesen will. Ich bin einer der Menschen, die sich mit diesem Thema beschäftigen und ich möchte über besondere Menschen schreiben, auf die ich immer wieder treffe. Menschen, die diesem Thema, aus welchem Grund auch immer, in ihrem Leben Raum geben. Nicht nur „eigentlich“.

EIGENTLICH ist das Thema Teil der Ausbildung in Pflegeberufen, bei Erziehern, Pädagogen

Bei Diakoneo werden diese Berufe ausgebildet. Ist es dann ein Punkt, den man abarbeiten und abhaken kann? Wie sensibel alles ist, merke ich immer wieder, wenn ich Menschen darauf anspreche. Entweder, es bleibt erst einmal still, oder es kommt eine abwehrende Reaktion. Wenn Zeit für ein Gespräch ist, klärt sich alles. Persönlich wird es, immer emotional. Aber immer ist es wertvoll. Genau das bildet aber auch der „Moment der Wahrheit“ im Alltag ab. Wenn der oder die Auszubildende mit einer Situation konfrontiert wird, bei der das Thema Tod plötzlich im Raum ist. Was am besten hilft? Persönlich auf die Situation eingehen, das Gegenüber ernst nehmen und Zeit nehmen. Ein „eigentlich“ ist jetzt fehl am Platz. Steht

das so auf dem Lehrplan? Kann man das vermitteln? Helfen lassen kann man sich. Durch besondere Dinge, Orte, Musik oder Bilder. In der Regel ist für solche Dinge die Kunst zuständig.

EIGENTLICH braucht es keine Kunst.

Das ist der Satz, mit dem gern argumentiert wird, wenn schnelle Lösungen gebraucht werden, für eine inhaltliche Auseinandersetzung – warum auch immer – kein Raum eingeräumt wird.

In existenziellen Momenten ist es die Kunst, die Zugänge ermöglicht oder Anlass zum dringend notwendigen Gespräch gibt. Da reicht schon ein „Ich kann damit nichts anfangen, und du?“ Kunst macht vor, wie anders Denken geht. In Krisen braucht es genau diese anderen Ansätze. Deshalb Kunst. Deshalb gibt es bunte Glasfenster, Wandmalereien, Textilkunst, Musik, Tanz und individuell gestaltete Räume, die erst einmal hilflos machen können oder Gefühle auslösen, von denen wir gar nicht wussten, dass sie in uns schlummern.

Ein solcher „Gefühle-Auslöser“ ist der 1968 in Rottweil geborene Tobias Kammerer, der von sich selbst sagt: „Malerei ist für mich die Möglichkeit, etwas zu erklären, was ich nicht weiß, aber fühle.“ (siehe tobias-kammerer.de) Der in Oberrotenstein bei Rottweil lebende Künstler beschäftigt sich mit Wand- und Deckenmalereien, Glaskunst und der Bildhauerei. Er hat zwei Mal in Wien studiert, erst Malerei bei Prof. Gustav Peichl, ist dann Teil der Meisterklasse. 1992 erwarb er den Magister Artium und studierte anschließend bis 1994 bei Prof. Bruno Gironcoli Bildhauerei. Seitdem steht er auf dem Gerüst, bemalt Decken und Wände von Kirchen, Banken und anderen öffentlichen Gebäuden mit seinem aquarelligen, einzigartigem Stil.

EIGENTLICH ist alles gut. Bis zum 27.10.2011

„Am 27.10. bricht während der Kuppelausmalung in Toschenreuth das Deckengerüst durch. Tragischer Sturz aus acht Metern Höhe. Arbeitsunterbrechung.“ (Licht/Jahre, immerwährender Kalender von Tobias Kammerer M. A.) Seit 2014 arbeitet er wieder mit Assistenz. In der Öffentlichkeit spricht er über seinen Unfall. So berichtet der Schwarzwälder-Bote am 01.04.2012 19:00 Uhr:

„Thema Sterben lässt viele verstummen ... Tobias Kammerer, der nach einem schweren Unfall im Koma lag, berichtete von der Angst vor der Zukunft, in der nichts mehr so ist wie früher. Werner

Mezger erwähnte, dass die Menschen früher natürlicher mit dem Tod umgegangen wären. Erst in den letzten 50 bis 60 Jahren hätten die Menschen den Tod verdrängt. Allerheiligen würde heute oft ersetzt durch Halloween. Dies deutet auf eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber diesem Tabuthema hin...“

In der zweiten und dritten Septemberwoche 2020 steht er in der Friedhofskapelle von Diakoneo inmitten von Klappboxen mit Gläsern, verschiedenfarbigen, unterschiedlich breiten Krepppapierrollen mit Stirnlampe, Pinsel und Heißluftföhn. Das Licht in der im 19. Jahrhundert erbauten Kapelle ist nicht besonders hell, umso schöner ist das Wetter draußen. Die bunten, rhombenartigen Glasscheiben der Türen und des zentralen Fensters aus den 1950er Jahren lassen davon nicht viel in den fast quadratischen Raum. Spitzbogige, historisierende Holztüren und ein schwarz-weiß gefliester Fußboden sprechen die Sprache der Gründerzeit.

Jetzt holt die in Pastelltönen gehaltene Malerei den Raum in das 21. Jahrhundert. Eine waagerechte Linie verbindet alle Elemente kurz vor der Decke miteinander. Ihre Farbe wechselt. Aber noch ist sie nicht ganz fertig. Die Außenkante wird von Klebestreifen markiert. Um das Fenster gegenüber vom Eingang klebt schichtenweise Kreppband. Mit dem Pinsel trägt Kammerer das farbige Wasser auf, die Wand wird sofort wieder mit dem Föhn getrocknet. Schon nach wenigen Minuten versteht man als Beobachter, dass diese leicht und luftig wirkenden Farbfelder hart erarbeitet sind. Es gibt keine Laufspuren von Farbe oder Wasser, wie man beim Arbeiten zuschauend erwartet. Aber das Krepppapier allein kann die Farbe nicht so zurückhalten, so dass sie beim fertigen Bild eine kräftige Farbkante bildet. Wie sie entstehen, ist das Geheimnis seines ganz persönlichen Malstils.

Einen Tag später ist die Farbe trocken, die Kreppbandberge an den Wänden sind in Müllsäcken versenkt und die alles verbindende Linie ist fertig. Um das Fenster nehmen die Farbwischer auf der Wand die Glasfarben auf. Ergänzen zu den angedeuteten Öllampen im Fenster einen Stern, der den Weg weist und Hoffnungszeichen in der Dunkelheit ist. Lichtstrahlen lösen sich aus den geometrisch strengen Fensterformen und werden heller, leichter – als wäre ein Frühlingswind hindurchgefahren.

Der Blick wird auf die linke, bisher nur mit einem großen Kruzifix geschmückte Wand gelenkt. Das Kreuz ist nicht mehr da. Die Waagerechte in De-

ckennähe trifft auf eine Senkrechte. Der Kreuzungspunkt ist die Mitte einer Farbexplosion in Gelb. Kreisförmig bilden Farbfelder einen Kreis, der, je länger man sich mit dem Bild beschäftigt, zur Kugel wird.

EIGENTLICH ist es nur Gelbockerhellbraun-leuchtend

Die Farbflächen wechseln von Blütenblättern einer Knospe zu einem Mantel, daraus werden zwei Figuren, die sich über ein Kind beugen. Die Weihnachtsszene. Sie können aber auch, wenn man an Ostern denkt, einen großen, schweren Stein darstellen, der das Grab verschließt oder nur die Sonne mit ihrem wärmenden Licht sein. Ohne christliche Gedanken sind sie aber auch ein Wolkenstrudel einer Gewitterwolke, Wüstensand oder sie bilden Kontinente einer Erdkugel.

Ein Farbwischer sitzt auf der Senkrechten, die von unten kommt, so, dass man ein kleines Kreuz erkennen kann. Da hat sich die Waagerechte doch noch mit der Senkrechten verbunden. Aber nicht fest und statisch sondern leicht und locker, als wäre der Strich zufällig an dieser Stelle. Dem verschmitzten Lächeln des Künstlers sieht man an, dass es nicht zufällig da ist.

Vorstandsvorsitzender Dr. Hartmann, Pfarrer Dr. Peter Munzert und Pfarrerin Munzert sehen die Kapelle im neuen Gewand als Erste und sind beeindruckt. Die Malerei verbindet jetzt die modernen Ausstattungsstücke von Joseph Stephan Wurmer, einem Künstler aus Fürth, mit dem über einhundert Jahre alten Gebäude auf wunderbare Weise.

EIGENTLICH ist die Umgestaltung der Kapelle damit abgeschlossen

Der Raum ist trotzdem noch nicht fertig. Jetzt gilt es, dem Raum Luft zum Atmen zu geben. Dafür sind noch einige Entscheidungen im Gemeindebeirat zu treffen. Eine wesentliche Frage wird schon lebhaft diskutiert. Auf dem Entwurf des Künstlers im Maßstab 1:25 findet sich im Zentrum der Erdkugel eine angedeutete Figur. Kein Kreuz, aber der Gekreuzigte? Das vorhandene Kruzifix ist optisch für die Malerei zu schwer. Das Kreuz wirkt zu massiv und macht die Leichtigkeit der Malerei kaputt. Aber würde der Korpus allein, ohne Kreuz, auf der Erdkugel, die ja in sich ein Kreuz ist, ohne dass diese Symbolik in den Vordergrund tritt, funktionieren?

Ein Element, das für die Tradition steht, schon einige Jahre Geschichte von Diakoneo mitgeschrieben hat und sich im Zeichen, das die Diakonissen tragen, wiederfindet, als Verbindung zwischen Alt und Neu? Zukunft und Vergangenheit verschmelzen an dem Ort, wo der Endpunkt einen würdigen Rahmen hat. Wo der Anfang für Neues durch eine schmerzhaft leere Stelle gesetzt wird. Wie ein Samenkorn, das in die Erde kommt und erst sterben muss, damit dann aus ihm neues Leben entstehen kann. Wo die Blätter im Herbst Platz machen für die Knospen, die erst den Winter überstehen müssen, um dann mit dem neuen Saft im Frühling austreiben zu können.

Hilde Dormin schreibt: „Es knospt unter den Blättern. Das nennen sie Herbst.“

EIGENTLICH verbindet die Malerei bereits die Geschichte mit der Zukunft

Das Kruzifix muss nicht zwingend in Verbindung mit der Malerei stehen. Würde es bei einer christlichen Beerdigung reichen, wenn ein Vortragekreuz mit Korpus im Raum ist? Gibt es bei Diakoneo ein Vortragekreuz, das auf die Qualität der Malerei aus dem 21. Jahrhundert mit der Qualität der Form aus dem 19. Jahrhundert antworten kann? Wird das Kruzifix in Zukunft noch als Symbol verstanden? Oder weitet die Andeutung eines Kreuzes den Blick auf die ganze Welt mit all ihren Religionen und schafft Offenheit für Bestattungen anderer Art? Wollen wir diese Offenheit? Bei solchen Grundsatzfragen treten die in die Jahre gekommenen Sisal-Läufer und die gut gealterten Stühle in den Hintergrund – der verbrauchte Charme ist nicht mehr vereinbar mit der Sprache des Raumes.

EIGENTLICH ist man nur fünfzehn Minuten in der Kapelle

Der Teppich „rettet“ sicher nicht vor kalten Füßen, auch wenn man das gerne möchte. Selbst wenn in der Kapelle bequeme Sessel auf dicken Hochflorteppichen auf die Trauernden warten würden, es bestünde trotzdem Kalte-Füße-Gefahr. Der Moment des Abschiednehmens ist einfach nicht kuschelig. Trost spenden kann ein Ort, für dessen Gestaltung man sich Zeit genommen hat. Trost spenden kann ein Mensch, der sich Zeit für die Trauernden nimmt und sie gefühlvoll begleitet. Trost spenden kann ein Umfeld, das sich Zeit nimmt, zuzuhören. Trost spenden kann ein Moment, den man im Herzen bewahrt. Dafür lohnt es sich, zu investieren. Da ist kein Platz für ein „eigentlich“.

Die ersten beiden Missionslehrerinnen

im Jahre 1895 – Diakonisse Auguste Hensolt und Diakonisse Emma von Soden aus dem Neuendettelsauer Mutterhaus

Matthias Honold

Im September 2020 konnte ein besonderes Jubiläum begangen werden.

Vor 125 Jahren wurden die beiden ersten Diakonissen – aus dem Neuendettelsauer Mutterhaus – feierlich in den Missionsdienst der Leipziger Mission aufgenommen.

Nachdem alle Vorbereitungen, wie Vertragsverhandlungen zwischen Neuendettelsau und Leipzig abgeschlossen waren, wurden Auguste Hensolt und Emma von Soden am 18. September 1895 feierlich in ihr neues Aufgabengebiet ausgesendet. Dies geschah in einem feierlichen Gottesdienst in der Neuendettelsauer Laurentiuskirche. Missionsdirektor Schwartz, Rektor Bezzel und als Ehrengast Oberkonsistorialrat Adolf von Stählin gestalteten den Gottesdienst. Bereits am 3. September 1895 hatte bereits die sogenannte Vokation, ein Gelöbnis und Treueschwur der Diakonissen gegenüber dem Missionskollegium, in Leipzig stattgefunden. Das Leipziger Missionsblatt und das Neuendettelsauer Korrespondenzblatt berichteten ausführlich darüber, was die Bedeutung der Aussendung unterstrich. Die Leipziger Mission und das Neuendettelsauer Diakonissenmutterhaus betraten damit Neuland. Es war für beide Institutionen das erste Mal, dass Diakonissen im Missionsgebiet eingesetzt werden sollten.

Nach der Reise nach Indien – Schwester Auguste Hensolt verfasste darüber einen lesenswerten Reisebericht – blieben die beiden Schwestern zunächst in Tranquebar, um dort Sprachunterricht in Tamul zu nehmen. Dies war für die spätere Arbeit unabdingbar. Es sollte fast ein Jahr vergehen, ehe die beiden Schwestern in ihr eigentliches Arbeitsgebiet gesandt werden konnten. Über das Erlernen der schwierigen Sprache berichtet Auguste: „Morgen um ½ 7 Uhr erscheint der Munsch: John Pülle, und macht sein Salaam, und dann fangen wir an, im Ev. Johannis zu lesen. Er liest einen Vers zwei- bis

dreimal vor, und dann liest ihn jede von uns mehrmals nach. Das ist im Tamulischen keine leichte Aufgabe, bald muss man einen Buchstaben ganz vorn zwischen den Zähnen sprechen, bald die Zunge an den Gaumen schlagen, bald bis ganz hinten an den Rachen verlegen.“ Nachdem die Sprachkenntnisse soweit gefestigt waren, begann im Herbst 1896 die eigentliche Arbeit. Als ausgebildete Pädagoginnen standen sie dann den Mädchen-Mittelschulen in Madras (Emma von Soden) und Tanjore (Auguste Hensolt) vor.



Diakonisse Emma von Soden und Pusch Pusch in Indien



Diakonisse
Emma von
Soden
mit einer
Schulgruppe
der Mädchen-
schule

Wer waren diese Diakonissen, die über persönliche Kontakte zur Leipziger Mission gekommen waren?

Auguste Hensolt, geboren am 19. Juni 1864 in Gunzenhausen. Dort war ihr Vater als Pfarrer tätig. Der aber bereits 1867 verstarb. Auguste besuchte die Volksschule in ihrer Heimatstadt, später ein Mädcheninstitut in Erlangen, dem von 1880-1882 die Ausbildung im Lehrerinnenseminar in Memmingen folgte. 1883 trat sie in das Neuendettelsauer Diakonissenhaus ein und wurde 1888 eingesegnet. Bis zur ihrer Entsendung nach Indien war sie im Rettungshaus in Neuendettelsau und der Kinderschule in Thurnau tätig, ehe Auguste von 1887 bis 1895 in Klosterschule in Marienberg unterrichtete. Emma von Soden wurde am 13. Februar 1866 als Rittergutsbesiztertochter auf dem Gut Neuhaus an der Aller geboren. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern blieb sie bis 1883 in der Familie des Oberamtmannes Harke auf Burg Widelah. Nach der Absolvierung eines Kindergartenlehrinnenkurses und dem Besuch eines englischen Pensionats in Hannover ging Emma von Soden nach Schottland und wirkte als Lehrerin. 1887 kehrte sie nach Deutschland zurück und bestand ein Jahr später ihr Sprachexamen in München. Der Weg führte sie dann nach Neuendettelsau, wo sie Lehrerin wurde und die Diakonissenausbildung begann. Nach ihrer Zeit als Probeschwester erfolgte 1894 die Einsegnung in die Diakonissengemeinschaft. Bereits im Juli 1895 ging sie mit Diakonisse Auguste Hensolt nach Leipzig, um sich auf den Missionsdienst vorzubereiten. Die ersten Gedanken in den Missionsdienst einzutreten hatten die beiden Diakonissen schon im März des Jahres gehabt und dies auch ihrem Mutterhaus angezeigt.

Schwester Auguste arbeitete dann von 1895 bis 1911 mit Unterbrechungen in Ostindien. Dort leitete sie Schulen in Tanjore oder Trichinipoly. Einen längeren Genesungsurlaub verbrachte Schwester Auguste seit 1903 in ihre Heimat zurück. Nun begann eine Zeit des Selbstzweifels über ihre Tätigkeit in Ostindien. Erst Gespräche mit der Neuendettelsauer Oberin Therese Stählin ermutigten Schwester Auguste dazu, wieder nach Indien zurückzukehren. 1905 übernahm sie die Leitung der Mädchenschule in Madras, ehe sie 1909 nach Tanjore, ihrem ersten Einsatzort, zurückkehrte. Hier übernahm sie auch die geschaffene Position der Oberin und war damit zuständig für die verschiedenen Schwestern. 1911 kehrte sie aus gesundheitlichen Gründen nach Neuendettelsau zurück. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und der damit verbundene Abbruch der Missionstätigkeit in Indien, das auf Seiten Großbritanniens gegen das Deutsche Reich stand, verhinderte eine Rückkehr dorthin. In Neuendettelsau übernahm sie die Stellung der Probenmeisterin, ehe sie als Hausmutter in das Schulhaus wechselte – ebenfalls ein Internat. So blieb sie ihrer Berufung für die Pädagogik treu. Am 6. Juni 1923 verstarb Schwester Auguste Hensolt im Alter von 59 Jahren.

Diakonisse Emma von Soden arbeitete von 1895 bis 1915 vor allem in Madras und Tanjore. Sie war in der Frauenmission und im Schuldienst tätig. Im Jahr 1903 wechselte Emma von Soden nach Tanjore, um dort in der Mädchenschule zu arbeiten. 1909 erfolgte eine Erkrankung von Schwester Emma, die nicht ihre erste in Indien war. Bereits 1899 war an einem Nervenfieber erkrankt gewesen, welches sie in Italien auskuriert hatte. Der Gesundheitszustand erforderte die Heimreise zur Erholung nach Deutschland. Sie berichtet: „Es war am 3. April 1909, einem Sonnabend früh, als ich das in 6 Jahren mir sehr lieb gewordene Arbeitsfeld, die Mädchenschule in Tanjore in Ostindien, verließ. Hier hatte ich Freud und Leid mit den Frauen und Mädchen teilen dürfen,



Diakonisse Emma von Soden bei der Arbeit
mit einer Gruppe von Taufkindern

IMPRESSUM

Diakonie&Spiritualität

Herausgeber:

Pfarrer Dr. Mathias Hartmann,
Vorstandsvorsitzender Diakoneo

Redaktion:

Pfarrer Peter Helbich; Matthias Honold M.A. MBA, Pfarrer
Dr. Peter Munzert, Prof. Dr. Elmar Nass

Mit Textbeiträgen von:

Dr. Stephan M. Abt, Mario André, Melitta Müller-Hansen,
Matthias Honold, Burkhard Reinartz, Beate Baberske

Bildnachweis:

Müller-Hansen S. 4, Kohler S. 17 u. 18, Privat S. 9 u. 18,
Niklas S. 26, Diakoneo Zentralarchiv Neuendettelsau
S. 30 u. 31.

Konzept:

Merca Unternehmensberatung GmbH, Vellmar

Layout/Gestaltung:

Social Artwork GmbH, Weihezell

Kontakt:

ESC
Wilhelm-Löhe-Str. 16
91564 Neuendettelsau
Tel.: 09874-82590
Matthias.Honold@diakoneo.de

V.i.S.d.P. Dr. Mathias Hartmann

Schutzgebühr 5,- EURO

ISSN 2364-5377

.....
nun standen sie vor mir, und die rechte Hand an die Stirn legend, riefen sie mir das letzte Mal ihr liebliches Salaam zu.“ Scheinbar 1910 kehrt Emma von Soden nach Indien zurück. Die lange Reise unternimmt sie mit Diakonisse Amalie Herget aus dem Dresdner Mutterhaus. Nach dem kriegsbedingten Abbruch der Missionsarbeit im Jahre 1915 kehrte sie 1916 nach Neuendettelsau zurück. Die Arbeit in Indien hatte ihre Spuren hinterlassen. Schwester Emma von Soden half so gut sie konnte bei einigen Vertretungen, musste schließlich in den Feierabend. Sie verstarb am 29. Juni 1944 im Alter von 78 Jahren.

Zwei weitere Diakonissen versahen ihren Dienst in Mission in Ostindien. Schwester Käthe Schmidt (1874-1922), geboren in Rothausen bei Königshofen, arbeitete dort von 1901 bis 1908. Sie musste ihren Einsatz wegen schwerer Erkrankung abbrechen und trat später aus dem Mutterhaus aus. Diakonisse Lina Streng (1876-1946), eine Verwandte von Schwester Auguste Hensolt, arbeitete von 1903 bis 1915 in verschiedenen Einrichtungen in der indischen Mädchen- und Frauenbildung. Sie kehrte 1916 gemeinsam mit Emma von Soden nach Deutschland zurück.

GOTTESDIENSTE
IN ST. LAURENTIUS**Sonntag**

- 9.30h Hauptgottesdienst,
gleichzeitig Kindergottesdienst
- 10.15h Gottesdienst, Christophorus-Kapelle
- 11.00h Hochschulgottesdienst
(während des Semesters)

Mittwoch

- 11.00h Andacht

Freitag

- 11.00h Nagelkreuzandacht
- 16.30h Gottesdienst, Krankenhauskapelle

.....
Die gültigen Corona-Schutzmaßnahmen werden umgesetzt. Bitte bringen Sie ihren Mund-Nase-Schutz mit.

Das Gebet der „Leute von der Straße“

Die Liebe ist
mehr als das, was man zum Dasein braucht;
mehr als das, was man zum Leben braucht;
mehr als das, was man zum Handeln braucht.
Die Liebe ist unser Leben,
das zum ewigen Leben wird.
Lassen wir die Liebe,
so lassen wir unser Leben.
Ein Akt ohne Liebe führt
sofort zum Tod,
ein Akt der Liebe zur Auf-
erstehung im Nu.

Du kannst die Liebe nicht machen:
Sie wird dir geschenkt.
Unvollkommene Liebe ist ein
unvollkommen empfangenes
Geschenk –
die vollkommene Liebe aber ein rest-
los empfangenes.
Die Liebe ist so umsonst,
wie sie notwendig ist.
Du gewinnst sie nicht wie einen Wettbewerb.
Du gewinnst sie, indem du sie ersehnt,
erbittest, empfängst und weiterverschenkst.
Aneignen lässt sie sich nicht – aber man kann
sie nach und nach kennenlernen,
indem man Christus kennenlernt.
Der Glaube an Christus macht uns fähig zur Liebe;
das Leben Christi enthüllt uns die Liebe;
es zeigt uns, wie man die Liebe ersehnen,
erleben, empfangen soll.
Der Geist Christi macht uns lebendig für die Liebe,
handelnd aus Liebe, fruchtbar in Liebe.
Alles vermag der Liebe zu dienen,
aber ohne sie wird alles unfruchtbar –
vor allem wir selbst.

